

Nr. 2858

DER LANDSER

www.landerser.de

Erlebnisberichte zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges

G. Barnikow

Durchbruch an der Maas

1940 – Im Mai überschreitet die Wehrmacht die westliche Grenze –
In wenigen Wochen ist der „Erbfeind“ Frankreich besiegt



Ritterkreuzträger des Heeres



Franz Xaver Attenberger

wurde am 19.7.1915 in Reinsberg/Pfarrkirchen geboren und bewährte sich als Kraftfahrer mehrfach, wofür er die Eisernen Kreuze I. und II. Klasse erhielt. Als Stabsgefreiter und Kraftfahrer in der 3. Abteilung des Artillerie-Regiments (AR) 114 zeichnete sich Attenberger im Kessel von Budapest im Dezember 1944 besonders aus. Trotz mehrfacher Verwundung und unter schwerem Feindfeuer gelang es ihm, zwei dringend benötigte Geschütze aus der vordersten Frontlinie zu bergen, die dann die Abwehrfront stabilisieren konnten. Hierfür zeichnete man Attenberger am 21.1.1945 mit dem Ritterkreuz aus. Er verstarb am 9.8.1991 in Falkenberg/Niederbayern.

R.S.

Durchbruch an der Maas

Die Wehrmacht überrennt den „Erbfeind“



Anfang 1940. Der „Blitzsieg“ gegen Polen gehört der Vergangenheit an, und am Westwall vollzieht sich langsam, aber sicher der neue Aufmarsch. Bislang blieb es hier weitgehend ruhig, abgesehen von Stoßtrupptätigkeit oder kleineren Artillerieduellen. Doch der Angriff ist beschlossene Sache. Lediglich der Beginn ist noch fraglich und wird aus diversen Gründen immer wieder verschoben. Auf deutscher Seite kommt noch eines erschwerend hinzu: Verrat. Oberst Hans Oster, ein Mitarbeiter der deutschen Abwehr, verrät mehrere Male die Pläne an die Kriegsgegner und nimmt damit billigend den Tod deutscher Soldaten in Kauf. Doch trotz dieser Schwierigkeiten gewinnt die Kriegsmaschinerie an Fahrt und läßt sich nicht mehr stoppen. Am 10. Mai überschreiten die Landser die Grenze zum westlichen Nachbarn. Der folgende Bericht schildert die Planungen, Verzögerungen, den Aufmarsch und die ersten Kämpfe in vorderster Linie an der Maas, die der Wehrmacht den Sieg ermöglichten.

Die Redaktion

Hinweis: Die Anmerkungen finden Sie am Ende dieser Ausgabe

1940 – Polen ist besiegt! Der Feldzug der „18 Tage“ ist beendet!

Das siegreiche deutsche Heer kehrt heim. Tag und Nacht rollen die kampferprobten Divisionen nach dem Westen. Sie überschreiten die Oder, die Elbe, den Rhein. Und dann halten sie, denn der Westwall ist erreicht. Hinter seinen Bunkern und Kuppeln marschiert das deutsche Heer auf. Geschützt durch die Kanonen der gewaltigen Verteidigungsanlagen warten die deutschen Soldaten auf den X-Tag.

Und hinter ihnen stehen die Panzer, die unübertreffliche Waffe des Blitzfeldzuges.

Panzer bei Wesel, Panzer bei Krefeld, Panzer zwischen Bonn und Trier. Unabsehbare Massen: zehn Divisionen deutsche Panzer.

Die deutsche Wehrmacht ist bereit! Die Schlacht kann beginnen!

Aber das Wetter wirft die Pläne um, verschiebt den X-Tag. Das Wetter schenkt den Völkern noch einmal die Illusion eines Friedens.

Friede? – Ein gefährlicher Friede!

Von November 1939 bis Januar 1940 wird der Angriff immer wieder verschoben. In der Zwischenzeit macht man Propaganda für den Frieden. Und zwischen Westwall und Maginotlinie¹⁾ treffen sich die Landser und die Poilus und lachen über den Krieg: „Quelle drôle de guerre!“ – Welch komischer Krieg ...

Aber dann macht Hitler²⁾ dem gefährlichen Frieden und dem komischen Krieg ein Ende:

„X-Tag: 17. Januar 1940!“

8. Januar 1940. Der Winter ist kalt, und der Frost legt sogar den Altvater Rhein in Eis. Der Boden ist knochenhart. Das richtige Wetter, um eine Offensive zu führen.

Im Führerhauptquartier will man die Schönwetter-Periode ausnützen und

den Angriff auslösen. Das bedeutet Krieg gegen Frankreich, Krieg gegen Belgien, Krieg gegen Holland und Krieg gegen Luxemburg.

Aber um diesen Krieg führen zu können, müssen Aufmarschpläne fertiggestellt, Kriegsspiele und Übungen durchgeführt werden. Das Koordinieren aller Truppen und Wehrmachtteile ist unerlässlich, wenn man den Feind in kurzer Zeit überrennen und schlagen will. Und die deutsche Wehrmachtführung hat aus dem siegreichen Polenfeldzug gelernt. Sie will auch diesmal rasch zupacken, noch bevor der Gegner den Schwerpunkt des Angriffs erkannt hat.

Aus diesem Grunde finden Besprechungen statt, in denen das Zusammenwirken von Luftwaffe, Heer und Fallschirmtruppen gesichert werden soll. Der Befehlshaber der Luftflotte 3, General der Flieger Sperrle³⁾, der Befehlshaber der Luftflotte 2, General Kesselring⁴⁾, und der Chef des Generalstabes der Luftwaffe, Generalmajor Jeschonnek⁵⁾, treffen sich in Bad Orb, um die „große Linie“ abzusprechen. In Münster, bei den Generalstäben, werden dann Einzelheiten diskutiert.

An diesen Einsatzbesprechungen nimmt auch der Major Reinberger teil. Reinberger ist Fallschirmjäger und als „Fliegerführer 220“ nach Münster versetzt worden. Er hat für Nachschub, Versorgung und Betreuung der 7. Flieger- und der 22. Luftlande-Division zu sorgen.

Für den 17. Januar erwartet man allgemein die Offensive gegen die Westmächte. Bei den Besprechungen sind alle Einzelheiten erörtert worden, das Wetter, die Einsatz- und die Landeplätze der Luftlandeeinheiten und Fallschirmjäger. Die Pläne, die alle Bereitstellungen, Stoßrichtungen und schließlich noch die Nachschubfrage enthalten, werden dem Major Reinberger übergeben, der in Köln mit den zu-

ständigen Offizieren des 1. Flieger-Korps des Generals Grauert⁶⁾ noch verschiedene Absprachen treffen soll.

9. Januar 1940. Major Reinberger wartet auf den Befehl, nach Köln zu fahren. Jedoch erst gegen 22 Uhr bekommt er Anweisung, sich morgen, am 10. Januar, in Köln zu melden.

Der Befehl ist sehr kurzfristig erteilt und läßt Reinberger keine Zeit mehr, seinen Dienstplan umzuwerfen. Er fährt deshalb zum Flugplatz Loddenheide bei Münster, um einen seiner jungen Offiziere, die sich gerade bei einem Herrenabend tummeln, herauszubitten. Der Leutnant Börgener⁷⁾ bekommt Anweisungen für den 10. Januar. Der Dienstbetrieb muß „flutschen“.

Kaum ist bekannt, daß Reinberger im Kasino ist, kommen mehrere Offiziere aus dem Zimmer und animieren ihn auch schon zum Mittrinken. Der Major weiß, daß er am nächsten Tag eine wichtige Mission durchzuführen hat und lehnt ab.

„Aber ein Glas Bier werden Sie doch nicht abschlagen“, hört er den Major Erich Hoenmanns, den Kommandanten des Fliegerhorstes, sagen.

Reinberger geht und trinkt ein Glas Bier. Während der Unterhaltung aber schlägt ihm Hoenmanns vor, die Reise nach Köln nicht mit dem Zug, sondern mit dem Flugzeug zu unternehmen. Schließlich fliegt er, Hoenmanns, selbst nach Köln, um eine Besprechung mit verschiedenen Dienststellen zu führen. Also, was liegt näher, als daß Reinberger die bequemere und schnellere Reise nach Köln per Flugzeug wählt. Bevor er sich verabschiedet, macht er seinen Flug vom guten Wetter abhängig.

10. Januar 1940. Die Sonne steht strahlend am Himmel. Das richtige Flugwetter, sagt sich Major Reinberger und wartet auf den Anruf Hoenmanns. Sie wollen um 9 Uhr fliegen. Aber Hoenmanns bekommt Besuch und muß die Startzeit auf 11.30 Uhr verschieben.

Major Reinberger steigt in die Me 108⁸⁾. Hoenmanns steuert selbst und nimmt Kurs auf den Rhein. Plötzlich verschlechtert sich das Wetter. Mit einem Schlag befinden sich die beiden Offiziere mit ihrem Flugzeug in einer „Waschküche“ und kommen aus Nebel und Diesigkeit nicht mehr heraus.

Sosehr sie sich bemühen, die Orientierung nach dem Lauf des Rheins zu nehmen – sie sehen den Strom nicht, weil er zugefroren ist. Die weiße Schneedecke läßt eine Orientierung nicht zu. Nachdem sie bereits auffallend lange fliegen, ohne eine Stadt oder einen Flugplatz unter sich zu sehen, bekommen beide Majore Bedenken.

„Wir haben uns verflogen“, stellt Major Hoenmanns fest und geht mit der Maschine herunter. Er sieht eine Landschaft, die er nicht kennt, Kanäle und aufgebrochene Wiesen.

Hoenmanns versucht nun, nach Osten abzudrehen. Aber plötzlich setzt der Motor aus. Alle Bemühungen, den neuen Kurs beizubehalten, scheitern am Motordefekt. Als er die Reservetanks für den Treibstoff einschaltet, hat er noch einmal Hoffnung, die „Kiste“ durchzubringen.

Aber vergebens.

Der Motor macht nicht mehr mit.

Da entschließt sich Hoenmanns zur Notlandung. Er flitzt einige Meter über den gefrorenen Boden und fegt zwischen einer Pappelallee hindurch. Dabei werden der kleinen Maschine beide Tragflächen wegrasiert. Die Majore haben Riesenglück – der Rumpf der Me 108 rast in eine Hecke, wo er gebremst wird. Unversehrt steigen sie aus dem Flugzeugtorso und tasten ihre Glieder ab.

Hoenmanns erkundigt sich bei einem auf dem Feld arbeitenden Bauern, wo er sich hier befinde. Zu seinem Erstauen erfährt er, daß er auf belgischem Gebiet, in der Nähe von Mechelen, notgelandet ist.

Als Major Reinberger davon hört, durchjagt ihn ein gewaltiger Schrecken. In seiner Aktenmappe befinden sich die gesamten Aufmarschpläne für die deutsche Winteroffensive, ferner verschiedene Chefsachen, die alle der höchsten Geheimhaltungsvorschrift unterliegen!

Jetzt erst teilt er Hoenmanns den Inhalt seiner Aktenmappe mit. Auf keinen Fall dürfen die Unterlagen in die Hände der Belgier fallen. Er verschwindet hinter der Hecke und versucht, die Akten anzuzünden. Aber es scheint sich alles gegen ihn verschworen zu haben: Das Feuerzeug brennt nicht!

Der belgische Bauer, völlig ahnungslos, hilft dem Deutschen und reicht ihm ein Streichholz. Sein letztes. Mit diesem brennt Reinberger nun Seite für Seite des dicken Aktenstoßes an und verbrennt sich dabei Finger und Handflächen.

Da kommen belgische Grenzsoldaten, die das unbekannte Flugzeug gehört und gesehen haben. Das Krachen der splitternden Tragflächen hat sie hergelockt. Sie finden Hoenmanns und nehmen ihn fest. Da sie aber noch einen zweiten Piloten entdeckt zu haben glaubten, fragen sie nach ihm.

Hoenmanns, der jetzt von Reinbergers wichtigen Aufträgen weiß, streitet ab, mit einem zweiten Mann geflogen zu sein.

Da kriechen plötzlich schwarze Rauchwolken hinter der Hecke hoch. Die Belgier stutzen, laufen dorthin und – entdecken Reinberger bei seiner „Verbrennungsaktion“. Sie entreißen ihm die noch unversehrt gebliebenen Unterlagen und führen beide Offiziere ab.

Unterwegs stößt Capitain-Commandant A. Rodrique, der Chef einer belgischen Kompanie, die in der Nähe liegt, auf den merkwürdigen Konvoi und stellt gleich die ersten Untersuchungen an.

In einem kleinen Wachlokal werden

die beiden Deutschen untergebracht, die „erbeuteten Papiere“ auf und unter den Tisch gelegt.

Während sie so untätig sitzen und Capitain Rodrique auf einen Offizier des Kriegsministeriums wartet, äußert Hoenmanns den Wunsch, einmal „verschwinden“ zu müssen. Es wird ihm erlaubt ...

In diesem Augenblick nimmt Reinberger die Akten vom Tisch und stopft sie rasch in den rotglühenden Ofen.

Die Belgier sind dermaßen verblüfft, daß sie keine Abwehrbewegung machen. Aber die verbrannten Finger Reinbergers hindern ihn, die Klappe zu schließen. Mit einem Satz ist Capitain Rodrique beim Ofen und zieht die Akten wieder heraus.

Um 16.30 Uhr kommt Major Verhaegen vom belgischen Generalstab und verhört die Deutschen. Er nimmt an, daß die beiden spionieren wollen, muß sich aber sagen lassen, daß man nicht in voller Uniform einem solchen Plan nachgehen würde.

Der Belgier blättert noch ahnungslos in den Akten. Und jetzt ist er der erste, der die Ungeheuerlichkeit entdeckt, die sich ihm da zu sehen bietet. Sofort ruft er den Chef der belgischen Abwehr, den Oberst Neefs, an, der Van Overstraeten, den militärischen Berater des Königs, über den Fall unterrichtet.

Als die beiden Deutschen nach Brüssel transportiert werden, informiert Oberst Neefs den deutschen Militärattaché, den Oberstleutnant Rabe von Pappenheim.

Jetzt spielt der Draht Brüssel-Berlin. Hitler will wissen, ob die Unterlagen unversehrt in belgische Hände gefallen sind oder nicht. Darüber sagt man in Brüssel natürlich kein Wort. Rabe von Pappenheim bittet Oberst Neefs um eine Unterredung mit den beiden Notgelandeten. Der Belgier lehnt ab und gibt erst für den nächsten Tag die Genehmigung dazu.

Der deutsche Luftwaffenattaché in Den Haag, Generalleutnant Wenninger, wird zu dem Verhör der beiden Majore hinzugezogen. Dann erfahren die beiden Attachés den Vorgang, und als Hoenmanns und Reinberger versichern, daß die Belgier nur noch Fetzen der Akten in Besitz haben, geben sie sich zufrieden und melden dementsprechend nach Berlin.

Ihr Bericht, sehr vorsichtig und für die beiden „Pechvögel“ sprechend, löst bei Hitler einen maßlosen Zorn aus. Es hagelt Absetzungen und Kaltstellungen. Hitler kann sich nicht beruhigen, daß eine solche Panne passiert ist ...

In jenen Tagen haben die Angehörigen der notgelandeten Flieger nichts zu lachen. Verhaftungen und Verhöre lösen sich ab. Seit dem Verrat des Obersts Redl in der k.u.k. österreichisch-ungarischen Armee ist ein solcher Fall noch nicht vorgekommen. Man bedenke: Ein Offizier verschwindet mit den Aufmarschplänen und anderen wichtigen Akten und landet beim Feind, gegen den die mitgeführten Aufmarschpläne gerichtet sind.

Hitler befiehlt strengste Untersuchungen, die aber schneller abgeschlossen sind, als man erwartet hat. Einwandfrei wird festgestellt, daß die Maschine infolge Nebels den Kurs verloren hat und auf belgischem Gebiet landete.

Diese Tatsache ändert jedoch nichts daran, daß gegen Major Reinberger wegen Umgehung eines Befehles und wegen fahrlässigen Handelns beim Umgang mit „Geheimen Kommandosachen“ Tatbericht eingereicht wird. Vor dem Reichskriegsgericht kommt es in Abwesenheit des Angeklagten zu einer Verhandlung. Die Richter setzen den Urteilspruch: „Tod durch Erschießen“ aus.

General Jodl hat indes die unangenehme Aufgabe, Hitler stündlich über die Auswirkungen dieses Vorfalles zu

unterrichten. Die Belgier haben sich auf Verhandlungen mit dem deutschen Botschafter von Bülow-Schwante eingelassen, so daß die Spannung etwas nachläßt. Sie bleiben sehr höflich, aber kühl und reserviert. Denn jetzt wissen sie, daß sie in die Angriffspläne der Deutschen mit einbezogen sind.

Die Reaktion ist begreiflich. Die Belgier erhöhen sofort die Alarmbereitschaft. Im geheimen wird ein frischer Jahrgang gemustert, und die Truppe wird mit scharfer Munition versehen. Die Artillerie-Kommandeure erhalten Zielanweisungen, und die Luftwaffe steht praktisch mit laufendem Motor zur Verfügung des belgischen Königs.

Als die Belgier über das Luftlandevorhaben der Deutschen lesen, lachen sie und schütteln die Köpfe. „In unsere gepanzerte Festung kann man nicht hineinfliegen und nicht mit dem Fallschirm landen“, sagt General E. Duvi vier, der Befehlshaber des Heimatluftschutzes.

Der Oberbefehlshaber des britischen Expeditions-Korps, General Lord Gort, der Oberkommandierende der französischen Streitkräfte, General Maurice Gamelin⁹⁾, der belgische Oberkommandierende, Verteidigungsminister Generalleutnant Denis, und der holländische Wehrmachtführer, General H. G. Winkelmann, treffen sich und kommen überein, daß sämtliche deutsche Angriffspläne ein Bluff seien!

Es ist der Engländer Lord Gort, der nicht an das Luftmanöver glaubt und der auf seine 450.000 bestausgebildeten und -ausgerüsteten Soldaten baut.

„Meine Herren, rechnen wir doch einmal und sehen wir uns die Zahlen an, die wir den Deutschen jeden Tag durch den Rundfunk mitteilen können. Vielleicht lassen sie dann von ihrem gefährlichen Spiel mit dem Feuer ab. Wenn nicht, so werden sie ein Fiasko erleben“, ruft der Engländer seinen Generalskollegen zu.

In der Tat – sehen wir uns einmal die Zahlen an, die auf der anderen Seite notiert werden, und die, in Menschen umgesetzt, eine mächtige Streitmacht bilden.

Da steht die Heeresgruppe 1 unter dem Oberbefehl des Generals Bilotte. Zu ihr gehören die 7. Armee unter dem Befehl Girauds, die erste Armee unter Führung von General Blanchard, die 9. Armee unter Führung von General Corap, die 2. Armee unter General Huntzinger und das britische Expeditionskorps unter General Gort.

Das sind acht Panzer-, sechs motorisierte und 30 Infanterie-Divisionen. Die Heeresgruppe 2 steht unter dem Oberbefehl des Generals Prételat mit der 3. Armee unter General Condé, der 4. Armee unter General Réquin, die 5. Armee unter General Bourret.

Hier sind es 20 Infanterie- und eine Panzerdivision.

Zur Heeresgruppe 3 unter dem Oberbefehl des Generals Besson gehört nur die 8. Armee unter General Garchery. Sie zählt 10 Infanterie-Divisionen.

Der alliierte Aufmarsch im Nordosten von Frankreich, wo der Schwerpunkt des deutschen Angriffs erwartet wird, ist somit abgeschlossen.

85 Infanterie-, sieben motorisierte und elf Panzer-Divisionen mit zusammen 2.240.000 Franzosen und 450.000 Engländern stehen bereit!

Hinzu kommen: die holländische Armee mit 350.000 Mann und die belgische Wehrmacht mit 700.000 Mann.

Und wie sieht der deutsche Aufmarsch aus?

Im Norden steht die Heeresgruppe B unter Führung von Generaloberst von Bock¹⁰⁾. Ihm unterstellt sind die 18. Armee unter Kommando von General von Küchler¹¹⁾ und die 6. Armee unter Generaloberst von Reichenau¹²⁾.

In der Mitte steht – mit der Haupt-

aufgabe des Eindringens in die Maginotlinie – die Heeresgruppe A unter Generaloberst von Rundstedt¹³⁾ mit der Panzergruppe des Generals von Kleist¹⁴⁾, dem wiederum das XIX. A.K. General Guderians¹⁵⁾, das XI. A.K. General Reinhardts¹⁶⁾ und XIV. A.K. unter General von Wietersheim¹⁷⁾ sowie die 16. Armee unter Generaloberst Busch¹⁸⁾; die 12. Armee unter Generaloberst List¹⁹⁾ und die 4. Armee unter Generaloberst von Kluge²⁰⁾ unterstellt sind.

Die Heeresgruppe C unter Führung von Generaloberst Ritter von Leeb²¹⁾ hat die 1. Armee unter Generaloberst von Witzleben²²⁾ und die 7. Armee unter Führung des Generals Dollmann²³⁾.

Insgesamt stehen zehn Panzer-, sieben motorisierte, eine Luftlande- und eine Kavallerie- sowie 117 Infanterie-Divisionen mit insgesamt 2,5 Millionen Soldaten dem Feind gegenüber.

Hinzu kommen die beiden Luftflotten des Generals der Flieger Kesselring und des Generals der Flieger Sperrle, die von Münster beziehungsweise Bad Orb dirigiert werden.

Am 10. Mai 1940 stehen 1200 Kampflugzeuge, 1016 Jagdmaschinen, 342 Sturzkampfbomber, 248 Zerstörer, 401 Transportmaschinen, 501 Aufklärer und 154 Mehrzweckflugzeuge zum Einsatz bereit.

Hitler ist noch vorsichtiger und mißtrauischer geworden, obwohl ihm versichert wird, daß er sich auf seine Umgebung verlassen könne. Er befiehlt, daß sofort ein neuer Plan ausgearbeitet werden muß.

Der bisherige, von den Belgiern erbeutete, gibt den Aufmarsch deutscher Truppen nach altem Schlieffenschem Muster wieder. Das Oberkommando des Heeres legte schon in früheren Jahren bei allen Plan- und Kriegsspielen den Schlieffenplan zugrunde, wie er auch 1914 angewendet wurde. Nach

diesen veralteten Konzeptionen sollen auch diesmal die deutschen Truppen angreifen.

Es ist auffallend, daß diese Ausarbeitung dem Einsatz moderner Waffen in keiner Weise Rechnung trägt. Die Panzertruppe erhält eine völlig untergeordnete Rolle zugeteilt.

Die moderne Luftwaffe, die Fallschirmjäger, die Sturmpioniere u. a. können sich nach diesem Plan, der unverständlichlicherweise aus der Schublade hervorgeholt wird, nur teilweise entfalten. Der deutsche Generalstab hängt sich an Traditionen, die 1939 nicht mehr gültig sind. Er richtet sich nach dem Feind – in erster Linie den Franzosen – und deren militärischen Verteidigungsmaßnahmen. Die Maginotlinie und andere Befestigungen lähmen die Beweglichkeit, der Gesamtplan endet in dem Fazit, daß nur kleine, vorsichtige Angriffsbewegungen ausgeführt werden dürfen.

Genauso denken und rechnen die Franzosen. Sie können sich eine andere strategische Konzeption des deutschen Generalstabes nicht vorstellen als die des längst verblichenen Generals Schlieffen!

Und weil sie es wissen oder ahnen, richten sie sich dementsprechend ein. In erster Linie befestigen sie ihre Ostgrenze nach Deutschland mit einem gigantischen Wall aus Stahlbetonbunkern, raffiniert angelegten Panzer- und Infanteriefallen und versteckten Schnellfeuerwaffenunterständen, bauen zum Schutz der Flanken dieser einzigartigen Bunkerlinie noch andere aus und glauben, dadurch eine unüberwindliche, waffenstarrende Abwehrbastion aufgebaut zu haben.

Das Denken des französischen Generalstabes kreist um die Maginotlinie, hinter der sich Frankreich sicher wie in Abrahams Schoß fühlt. Es kann nicht

ausbleiben, daß die aus dem Weltkrieg bekannte wendige französische Truppenführung regelrecht eingerostet und im Hinblick auf die „Lebensversicherung Maginotlinie“ kaum noch beansprucht wird.

Nur wenige Einheiten stehen hinter der Maginotlinie, um eventuelle Einbrüche, an die kein Mensch glaubt, abzuriegeln, abzufangen und auszubügeln. Die Ausbildung der gesamten französischen Landstreitkräfte findet in der Maginotlinie und in ihrer näheren Umgebung statt! Damit ist das Programm der französischen Armee festgelegt. Es bestätigt gleichzeitig die Versicherungen französischer Politiker, daß Frankreich keinen Angriffskrieg führen wolle und werde und daß seine Truppen ausschließlich auf Verteidigung eingerichtet seien.

So ist auch die Frage leicht zu beantworten, weshalb die französische Luftwaffe nicht mit der technischen Entwicklung Schritt hält und ungeachtet der deutschen Nachbarschaft immer noch veraltete Modelle fliegt, die den deutschen Messerschmitt- oder Junkers-Maschinen weit unterlegen sind.

Die Franzosen halten auch dafür eine Antwort parat: Die Deutschen müssen an der Maginotlinie zerschellen! Ihre Luftwaffe wird das Opfer der französischen Flak²⁴⁾. Aus diesem Grunde wäre es geradezu frevelhaft, Millionen Francs in eine unnötige Fliegerei zu investieren. Die wenigen deutschen Luftangriffe, die zu befürchten sind, können mit den zur Verfügung stehenden Maschinen abgewehrt werden – meinen sie!

Diese geradezu rückständige Naivität haftet dem Generalstab auch dann noch an, als die Deutschen Polen längst überrannt haben und damit alle Voraussagen internationaler Militärexperten schlagkräftig widerlegt haben.

Es ist, als ob man in den Kreisen der Generale Gamelin, Weygand, Giraud,

Huntzinger und Dentz wie hypnotisiert auf die Deutschen starrt und abwartet, was das Schicksal mit der „Grande Nation“ noch vorhat. Tödlich wirkt sich später die Arroganz französischer Politiker und Militärs aus, die leichtsinnigerweise den deutschen Sieg in Polen nicht ernst nehmen und als bloßen Zufall bezeichnen.

Blickt man hinter die Fassade dieser Überheblichkeit und des gallischen Hochmuts, so erkennt man die Furcht der französischen Generalität vor der deutschen Armee. Mit einem Schlag scheinen die meisten von ihnen erkannt zu haben, daß sie zwanzig Jahre und länger vertrödelte haben, anstatt die Zeichen der Zeit zu beachten. Ihr Verlaß auf die Betonklötze der Maginotlinie liegt mit einem Male wie ein Alptraum auf ihrer Brust.

Die französischen Zeitungen aber lassen sich nicht entmutigen. Sie versprechen der deutschen Wehrmacht eine Niederlage, wie sie die Weltgeschichte noch nicht erlebt habe. Sie schwören auf Maginots Bauwerk und trichtern ihren Soldaten ein, daß sie gestört einem deutschen Angriff entgegensehen können. „Wir werden die boches²⁵⁾ in den Rhein werfen.“ – „Ihre Niederlage wird fürchterlicher als die der Russen bei Tannenberg“, heißen ihre Schlagzeilen.

Als der französische Generalstab den deutschen Aufmarschplan prüft, frohlockt er. Jetzt atmen die Verantwortlichen erleichtert auf. Also hatten sie recht! Die deutschen Verbände werden so angreifen, wie die Franzosen es ausgerechnet haben. Schlieffen lebe hoch!

Man ist guter Laune, obwohl man weiß, daß die Deutschen jetzt ihren Plan natürlich ändern werden. Aber wie sollten sie ihn schon wesentlich umwerfen, wenn doch Schlieffens Gedanken und Grundzüge in ihm enthalten sind?

In einer Konferenz hoher französi-

scher, britischer, belgischer, holländischer und luxemburgischer Generalstabsoffiziere wird ein für alle Male eine Verteidigungslinie gezogen und besetzt.

Zu diesem Zeitpunkt ist Frankreich scheinbar das militärisch stärkste Land des westlichen Europas. Mit 4200 Panzern hat es die gewaltigste Panzertruppe, gegenwärtig stehen den Alliierten auf französischem Gebiet mehr als 4800 Panzer (französische und britische) zur Verfügung.

Der Plan des alliierten Generalstabes steht fest: Die Maginotlinie, die stärkste Befestigungsanlage der Welt, bleibt besetzt. Die Betonbunker verteidigen sich selbst. Außerdem sind die Forts mit schweren Waffen außerordentlich stark bestückt.

Darum liegt auch der Schwerpunkt der alliierten Verteidigung im Maginotgebiet auf der Artillerie. Die Masse des französischen Heeres dagegen wird – entgegen ihrer Ausbildung und Gewohnheit – in Flandern zwischen Maas und Kanal eingesetzt. Auch die Panzertruppen werden dorthin verlegt.

Allein die holländischen und belgischen Truppen bleiben zum Schutze ihrer Grenzen in Heimatstellungen.

Als dem deutschen Generalstab diese Gliederung der alliierten Streitkräfte bekannt wird, ändert er nun keineswegs seinen Plan, der immer noch an Schlieffen angelehnt ist, sondern versucht mit Stur- und Starrheit, erst recht die Richtigkeit seiner Ansichten durchzusetzen!

Zum Glück hat nun ein deutscher General mit Namen von Manstein²⁶⁾ einen Plan entworfen, der genau gegen die Anweisungen, Richtlinien und Erfordernisse des Generalstabes hinausläuft. Zusammen mit General Heinz Guderian, dem kühnen Panzerführer des deutschen Heeres, setzt er sich für

den Ausbau der Panzerwaffe und deren Einsatz in vorderster Linie ein und verlangt, den Schwerpunkt des Angriffs an ganz andere Stellen zu legen.

Manstein setzt den Angriffsstoß der Panzereinheiten auf Luxemburg, Südbelgien und gegen die verlängerte Maginotlinie über Sedan hinaus an. Er glaubt, die stärkste Festung der Welt brechen zu können.

Allerdings hat die deutsche Wehrmacht nur 2200 Panzer für den Angriff im Westen bereitstehen. Das ist die Hälfte von dem, was die Alliierten aufweisen können. Dazu kommt, daß die französischen und britischen Panzer den deutschen an Größe, Kaliber und Panzerung überlegen sind. Dafür sind die deutschen Kampfwagen schneller, wendiger und vor allen Dingenführungstechnisch besser ausgerüstet.

General von Manstein reicht eine Denkschrift an den Generalstab ein und wird zur Rede gestellt. Man wünscht keine Einmischungen und hat vor, den Angriff über Arlon mit höchstens zwei Panzer-Divisionen zu führen.

Aber Manstein läßt sich so rasch nicht abwimmeln und reicht noch einmal eine Denkschrift ein. Diesmal reagiert man im Oberkommando des Heeres recht deutlich und schiebt den „Besserwisser“ als Kommandierenden General eines Infanterie-Korps ab.

Bald aber hat er Gelegenheit, seine Vorschläge Hitler vorzutragen, der von seinen Ausführungen begeistert ist. Obwohl auch der Chef des Generalstabes des Heeres, Halder²⁷⁾, anderer Meinung ist und diesen Plan für „sinnlos“ hält und andere Generale, wie Busch, ebenfalls abfällig urteilen, wird Mansteins Plan ausgearbeitet und hinter verschlossenen Türen durchgespielt.

Es erweist sich, daß der Plan, gegen den das OKH²⁸⁾ eingestellt ist, der beste ist, der jemals diskutiert wurde. Manstein setzt die Panzerverbände – und

nicht die Infanterie – als Stoßkeil an und steckt die Angriffsziele so weit, daß es den alten Schlieffenplan-Anhängern die Sprache verschlägt.

In einem einzigen Zug will er mit den Panzern bis an die Maas. Guderian erweitert den Plan und denkt an einen Durchbruch bis Amiens und an eine große Schwenkung auf Calais zu. Damit wäre der Kanal erreicht und das Gros der Alliierten eingeschlossen.

Diese kühne Folgerung löst Kopfschütteln und mitleidiges Lächeln aus. „Das ist doch Humbug“, meldet sich General Busch zu Wort.

Und tatsächlich ist es, als ob sich alle Generalstabsoffiziere gegen Manstein und seinen Plan verschworen hätten. Nur Guderian und General von Wietersheim, der das motorisierte XIV. Armee-Korps führt, sind von dem Erfolg überzeugt, den dieser Plan mit sich bringt.

Bei einem weiteren Kriegsspiel unter Leitung von Generaloberst List, dem alle maßgebenden Militärs beiwohnen, wird der Maasübergang theoretisch geübt. Mit Erschrecken erkennen die aufgeschlossenen Panzerkommandeure, wie starr die Überzahl der Generalstabsoffiziere an alten Überlieferungen festhält.

Selbst ein Offizier wie Generaloberst von Rundstedt, der Führer einer Heeresgruppe, ist von der Durchschlagskraft eines Panzerangriffes nicht überzeugt. Er kann sich nicht vorstellen, daß ein Panzerverband die Stellungen des Gegners so aufreißen kann, wie es Manstein und Guderian schildern.

„Aber dann laufen Sie ja Gefahr, eingeschlossen zu werden, denn der Gegner bleibt ja links und rechts von Ihnen liegen“, wirft jemand ein.

„Die Aufräumarbeiten muß dann die Infanterie erledigen ...“, kontert General Guderian.

„Na, hören Sie mal! Wir sind ja schließlich auch wer“, meint General Busch.

Aber der Mansteinsche Plan ist nicht mehr zu den Akten zu legen. Man sucht nur noch den Führer der Panzerverbände und nominiert den General von Kleist, der sich bisher weder als Fachmann noch als Freund der schnellen Truppen gezeigt hat.

Auf der Gegenseite ahnt ein Mann die böse Überraschung, die den französischen Streitkräften bereitet werden soll. Der Kommandeur der 4. Panzer-Division, Oberst Charles de Gaulle²⁹⁾, ist der „Guderian Frankreichs“. Auch er hat es nicht leicht, gegen alte Vorstellungen, Traditionsdenken und starres Festhalten an der „Verdun-Theorie“ zu bestehen. Die Masse der Generale steht mit dem Groll und der Erinnerung an die schweren Materialschlachten des Ersten Weltkrieges an der Spitze ihrer Truppen.

De Gaulle ist noch jung, aber im deutschen Generalstab kennt man ihn bereits. Er tritt für die Reformierung der französischen Armee ein und hat in Ministerpräsident Daladier³⁰⁾ einen unerschrockenen Helfer.

Jedoch diese beiden sind gegen die Übermacht der konservativ denkenden Generale und Politiker machtlos.

Was will de Gaulle in den Winter- und Frühlingstagen des Jahres 1940? Die Verschiebung aller beweglichen Kräfte in den nordwestlichen Teil des Landes, die schwache Besetzung der Maginotlinie, das Ignorieren von Reserven in diesem Gebiet und die Annahme, daß die Deutschen frontal gegen die Bunkerklötze anrennen würden, finden bei ihm keinen Glauben. Er ist ein moderner Panzerführer und studiert sehr intensiv die Fachbücher deutscher Panzer-Militärs. Für ihn steht fest, daß die Deutschen mit Überraschungen aufwarten werden. Der von Deutschland gewonnene Krieg gegen Polen bestärkt ihn außerdem in der An-

nahme, daß die Beweglichkeit der deutschen Truppen weitaus höher ist, als man in französischen Stäben vermutet.

Was auch Charles de Gaulle unternimmt, um die maßgebenden Militärs von der Gefährlichkeit ihres Glaubens abzubringen, überall stößt er auf Widerstand, überlegenes Lächeln oder Zurechtweisung.

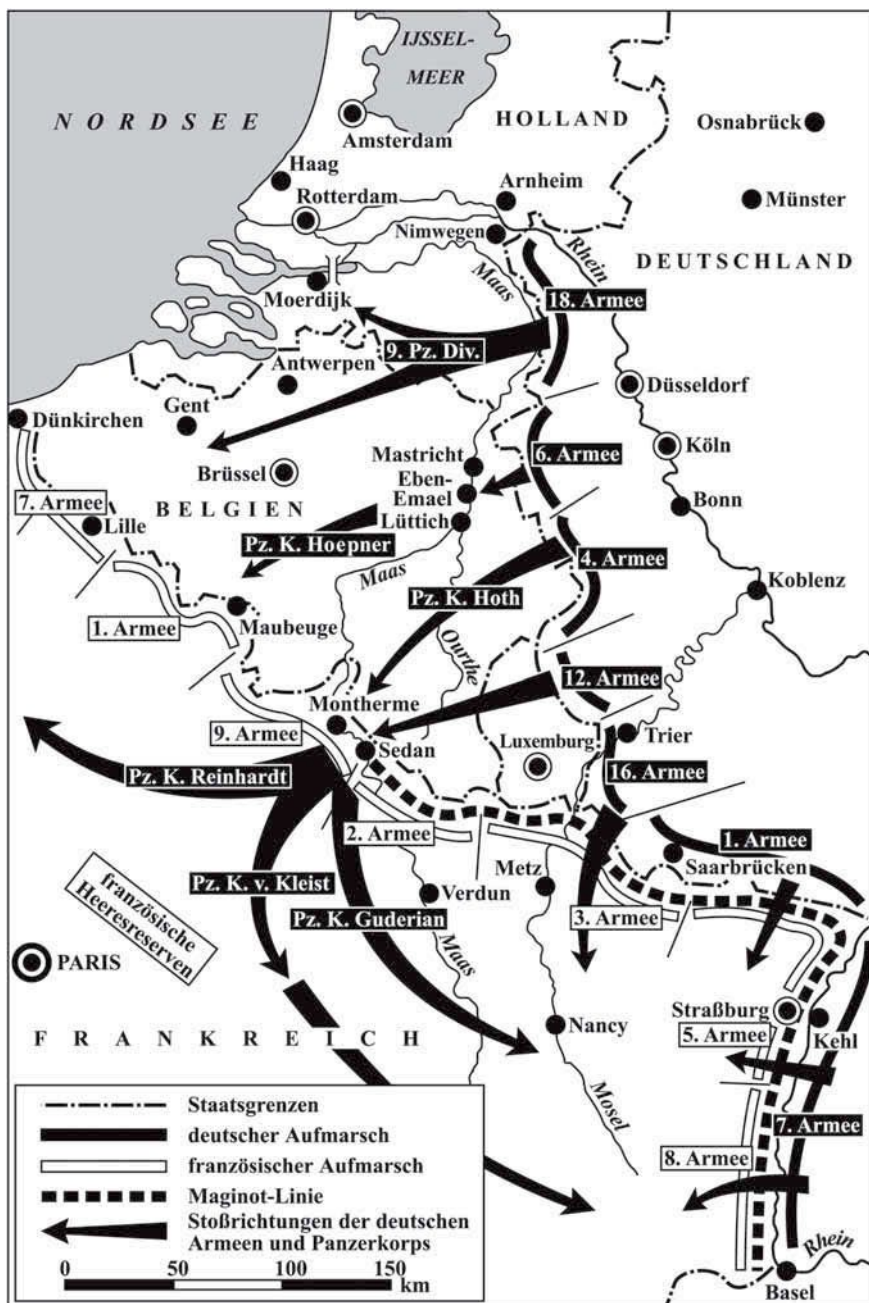
Er muß es sich gefallen lassen, als Phantast und Pessimist abgekanzelt zu werden. Neider und Intriganten versuchen, ihm seine Stellung als Divisions-Kommandeur streitig zu machen.

Völlig unverständlich ist ihm die Haltung des britischen Generalstabes, der, genauso wie seine französischen Kollegen, daran glaubt, daß die Deutschen den Schlieffenplan verwirklichen werden und die deshalb den Aufmarsch der alliierten Truppen im Nordosten des Landes billigen.

Aber ein Divisions-Kommandeur wiegt auch in der französischen Armee nicht viel. So muß de Gaulle miterleben, wie sich das Schicksal vollzieht, weil alte Militärs vergessen haben, mit der Zeit zu gehen. Was nutzen ihm Denkschriften und Memoranden, wenn sie in den Papierkorb fallen, ohne daß sie gelesen werden?

Als er erfährt, daß der Aufmarschplan der deutschen Kriegsführung dem französischen Generalstab bekannt ist, meldet sich de Gaulle zum Vortrag. Aber man hört ihn nicht an.

In einer späteren, gnädig zugelassenen Unterredung mit dem Oberbefehlshaber der französischen Truppen, dem General Gamelin, weist de Gaulle darauf hin, daß die deutschen Pläne gefälscht sein könnten, um den alliierten Generalstab irrezuführen. Denn er glaubt nicht an den angeblichen „Nebelflug“ der deutschen Offiziere Hoenmanns und Reinberger. Er glaubt vielmehr an eine Irreführung durch den deutschen Abwehrchef Canaris³¹⁾.



„Diese Pläne zeigen so offensichtlich die Verlagerung des Angriffsschwerpunktes auf den rechten Flügel, daß ich annehmen muß, die Deutschen bluffen, um unsere Aufmerksamkeit auf einen Punkt zu dirigieren, der für die deutsche Truppenführung keineswegs von entscheidender Bedeutung ist.“

„Aber Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß die Deutschen ihren Angriffskeil auf unsere Maginotlinie ansetzen?“ fragt General Gamelin zurück.

De Gaulle schweigt einen Augenblick, dann sieht er seinen Vorgesetzten frei an und sagt bedächtig:

„Möglich ist alles, mon General! Eine moderne Armee mit einer modernen Führungsspitze kann alles. Gewiß – ich kann mir nicht vorstellen, daß den Deutschen ein Angriff auf die Maginotlinie gut bekommt –, aber vielleicht versuchen sie es!“

Gamelin geht auf dem Teppich unruhig auf und ab. Der alte Mann hält ein solches Unterfangen für unmöglich.

„Da müßten die deutschen Führer verrückt sein. Damals bei Verdun ...“

Charles de Gaulle weiß, was jetzt kommt. Aber er gibt nicht nach, läßt den Redestrom Gamelins über sich ergehen und fragt, ob man nicht bewegliche Reserven hinter die Maginotlinie stellen solle.

„Wenn Sie darauf bestehen, dann schlage ich vor, daß Sie mit Ihrer Division ‚Feuerwehr‘ spielen. Dann können Sie gleich zeigen, ob es einem Panzerverband möglich ist, einen durchgebrochenen Gegner zu stoppen“, lächelt der alte General.

Der deutsche Nachrichtendienst arbeitet gut und zuverlässig. Die Unterlagen über Feindstärke, Lage und Dispositionen im Falle eines deutschen Angriffes bestärken die deutsche Führung immer mehr in der sicheren An-

nahme, daß die Franzosen einen deutschen Angriff im Norden ihres Landes erwarten.

Es bleibt dem deutschen Geheimdienst auch nichts verborgen. Jede Brücke, jedes Munitionsdepot, jede Truppenansammlung, mag sie noch so getarnt sein, wird gemeldet.

Die Fernaufklärer der Luftwaffe haben sich ebenfalls nicht geschont. Ihre Arbeit begann schon am ersten Kriegstag. Im Laufe der Monate verdichten sie das Netz ihrer Fotospionage und werfen ein lückenloses Bild Ostfrankreichs auf die Tische der Generalstäbe.

Beim OKH ist man nicht mehr so frostig. Mansteins und Guderians Vorschläge werden akzeptiert – wenn auch mit Vorbehalt. Dagegen ist man im Führerhauptquartier von der Brillanz des Mansteinschen Planes fasziniert. Er muß durchgeführt werden! Denn jetzt weiß man, daß die Alliierten nicht die Absicht haben, aus ihrer starren Verteidigungsposition auszubrechen.

Der schnelle, zielbewußte Stoß mit starken Panzerkräften nach Sedan und weiter nach Amiens bedroht mit starken Kräften die Flanke des Gegners, der dem belgischen Bundesgenossen zur Hilfe eilen wird. Da aber die Alliierten unverständlicherweise nicht für starke Reserven sorgen, wird es nicht mehr schwer sein, den Durchbruch auszuweiten und an den Kanal zu stoßen.

Damit wäre die gesamte alliierte Streitmacht in Nordfrankreich abgeschnitten, zum Teil eingekesselt und überrollt.

Mit der Luftwaffe werden Kriegsspiele durchgeführt. Die reibungslose Zusammenarbeit während des schnellen Vorstoßes muß garantiert werden. Da noch nie in der Kriegsgeschichte ein solch gigantischer und kühner Plan ausgearbeitet worden ist wie dieser, muß deshalb das Zusammenwirken von Erdtruppen und Luftwaffe auf das kleinste abgestimmt werden.

Die Luftwaffe verfügt, wie schon im Polenfeldzug, über einige Geschwader Sturzkampfbomber, die gegen versteckte Ziele, Truppenansammlungen und vor allen Dingen gegen Artilleriestellungen eingesetzt werden sollen.

Ein wichtiger Faktor zum Gelingen des schnellen Durchbruches ist das Niederhalten der französischen Artillerie, die bekanntlich sehr stark ist. Man weiß, daß die Franzosen von ihrer Artillerie sehr viel halten und, ähnlich wie in den Materialschlachten des Ersten Weltkrieges, auch diesmal versuchen werden, den Angreifer mit der schweren Waffe zu zertrümmern. Dann, wenn die deutschen Verbände von der Artillerie erfaßt oder zum Rückzug gezwungen werden, soll auf der ganzen Linie zum Gegenangriff angetreten werden.

Diesen Plan kennt man in den deutschen Stäben und beugt vor. General Guderian ist es, der ein herzliches Verhältnis zur Luftwaffe pflegt. Er weiß, daß Stukas³²⁾, Bomber und Jäger ihm den Weg freiboxen müssen. Ohne die Luftwaffe ist Mansteins Plan zum Scheitern verurteilt. Nur wenn die Artillerie am Schuß gehindert ist, kann sich die Truppe entwickeln.

Eine der entscheidendsten Bewegungen der Panzertruppen ist der Übergang über die Maas. Hier wird es von der Präzisionsarbeit der Stukas und Jäger abhängen, ob die Panzer des XIX. Armee-Korps ungehindert den Fluß überschreiten können. Denn mit dem raschen, vom Gegner nicht erwarteten Übergang über den Fluß steht und fällt der gesamte Führungsplan.

Langsam, vom Feind fast unbemerkt, vollzieht sich der Aufmarsch vor dessen Landesgrenzen. Während die Briten „Wir hängen unsere Wäsche an die Siegfried-Linie“ singen und die Kriegsmüdigkeit der französischen Truppen auch nicht durch heftige Propagandatätigkeit aus England, einem großzügigen Truppenbetreuungsplan und Erhö-

hung des Wehrsoldes abgebremst werden kann, beginnt die deutsche Kriegsmaschine bereits auf Touren zu laufen.

Es ist nur eine Frage der Zeit, wann die Grenzen Belgiens und Frankreichs überschritten werden. Für die Überumpelung Hollands hat man einen besonderen Plan. Rotterdam soll aus der Luft erobert werden. Fallschirmjäger, die jüngste und modernste Truppe der deutschen Wehrmacht, haben die Aufgabe, die Stadt im Handstreich zu nehmen.

Die deutsche Kriegführung will mit diesem Angriff die holländische Regierung zur sofortigen Kapitulation zwingen, um die für Holland bereitgestellten deutschen Truppen schnell nach Frankreich an die Hauptfront werfen zu können.

Die Idee des Blitzkrieges, der weniger Opfer kostet und mehr und schneller Erfolg einbringt, geistert in den deutschen Generalstäben. Wird man die Alliierten auch so rasch überfahren wie die Polen? Werden sich die zähen und als gute Soldaten bekannten Briten einfach davonjagen lassen? Kann der Mansteinplan die gesamte alliierte Verteidigungsfront wirklich aus den Angeln heben und damit den Zusammenbruch der feindlichen Front erzwingen?

Das sind wichtige Fragen für die oberste Führungsspitze, aber genauso wichtig für den Soldaten, der die Last des Kampfes zu tragen hat. Denn von seinem Elan, seiner Härte und seiner Tapferkeit wird es schließlich abhängen, ob alle noch so gut ausgearbeiteten Pläne verwirklicht werden können oder nicht.

Der Aufmarsch der deutschen Truppen kann allerdings nicht im geheimen stattfinden. In einem dicht besiedelten Land kann es nicht verborgen bleiben, daß sich Truppen bewegen. Aber das

Oberkommando versteht es, durch ständige Truppenbewegungen den Feind zu täuschen. Umgruppierungen innerhalb der drei Heeresgruppen, langsames und vorsichtiges Heranführen der motorisierten und gepanzerten Verbände geben dem Feind keinen Aufschluß über das wirkliche Vorhaben.

Das Oberkommando des Heeres hat in der Tat alles getan, um die eigene Absicht zu verschleiern und den Gegner zu täuschen. So wird zu einem bestimmten Zeitpunkt „erhöhte Gefechts-tätigkeit“ und das „Auftreten stärkerer Kräfte“ vorgetäuscht.

Leerzüge sollen Eisenbahntransporte, Fahrzeuge, die hinter der Front nichts anderes zu tun haben, als hin und her zu fahren, größere Bewegungen vortäuschen. An verschiedenen Stellen wird der Stellungsbau eingestellt, und den feindlichen Aufklärern werden „Luftfallen“ gestellt.

So werden zum Beispiel Arbeiter der „Organisation Todt“ zusammengezogen, um Truppenansammlungen vorzuspielen. Am nächsten Tage schon werden dieselben Arbeiter an eine andere Stelle transportiert, wo sie das gleiche Schauspiel liefern. Immer zu einem Zeitpunkt, an dem die feindliche Luftaufklärung besonders rege ist.

Gleichzeitig schießt sich die deutsche Artillerie planmäßig ein. Ständiger Stellungswechsel soll den feindlichen Meßbatterien eine höhere Anzahl von Rohren vortäuschen, als in Wirklichkeit vorhanden ist. Darüber hinaus soll durch den Stellungswechsel der Schwerpunkt eines Angriffes ständig verschoben werden.

Doch das OKH hat noch mehr Überraschungen auf Lager. Eines der gerissensten Spiele sind die Funktäuschungen. So wird der französischen Heeresleitung durch ständiges Funken zwischen verschiedenen Scheinfunkstellen das Einschieben einer Armeegrup-

pe von drei Korps zwischen der 1. (v. Witzleben) und 7. Armee (Dollmann) vorgetäuscht.

Immer mehr Funkstellen treten auf und „verraten“ das Vorhandensein neuer Truppen. Bereitstellungen imaginärer Verbände werden planmäßig über Funk dem Feind in die Hände gespielt, und der Clou ist ein vorbereitetes Angriffsunternehmen auf die Maginotlinie, einen weiteren Angriff in Lothringen unter dem Decknamen „Falke“, einen ins Elsaß, der unter „Geier“ läuft, und schließlich einen Ablenkungsangriff auf Mühlhausen, dessen Tarnname „Habicht“ ist.

Die französische Heeresleitung, die immer noch den Schwerpunkt des deutschen Angriffs im Nordosten der Front vermutet, hält die über Funk ausfindig gemachten deutschen Operationen für echt und vermutet tatsächlich einen großen Angriff im Süden der Front. Sie zieht von ihren schwachen Reserven einige Divisionen ab und schiebt sie im Fuß- und Bahntransport in die angeblich gefährdeten, oben erwähnten Gebiete.

Durch dieses Manöver wird das rückwärtige Gebiet im Raum Sedan und Amiens von Reserven entblößt. Der deutsche Angriffskeil braucht das plötzliche Auftauchen von feindlichen Streitkräften nicht zu fürchten.

Die Franzosen sind sich ihrer Sache so sicher, daß sie einen Durchbruch deutscher Truppen ins Hinterland nicht für möglich halten. Deutsche Soldaten an der Kanalküste – diese Annahme gibt es nicht. Sie kommt einem Vaterlandsverrat gleich. Die Alliierten werden, so meinen sie, den ersten Stoß des Angreifers in den Befestigungen und Stellungen der Maginotlinie abfangen.

Auf alliierter Seite nimmt man tatsächlich an, daß der Hauptstoß im bel-

gisch-französischen Raum erfolgen wird. Aber je näher der Tag X herankommt, um so deutlicher zeichnet sich auf deutscher Seite der Schwerpunkt des Angriffes ab – nur an ganz anderer Stelle!

Während die Heeresgruppe Süd den Auftrag hat, die Kampfhandlungen nicht mit den anderen Verbänden zu eröffnen, sondern die französischen Truppen der Oberrheinfront bis an die Ausläufer der Maginotlinie in Schach zu halten und zu binden, werden die beiden anderen Heeresgruppen mit überraschendem Feuerschlag die Grenzen überschreiten.

Hier ist es vor allem die Heeresgruppe Mitte, die den Auftrag hat, die Maas zu überschreiten, Sedan zu nehmen und weiter nach Amiens vorzustoßen. Die beauftragte Panzergruppe Kleist hat wiederholt diesen Angriff theoretisch durchgespielt.

General Guderian soll mit seinem XIX. Korps den Stoß führen. Die 1., 2. und 10. Panzerdivision sowie das motorisierte Infanterie-Regiment „Großdeutschland“ stehen ihm zur Verfügung. Zur Verstärkung werden ihm die üblichen Heerestruppen wie Pioniere, Flammenwerfertrupps, Artillerie und eine Mörserbatterie sowie Fliegerschutz zugeführt.

Ihm gegenüber steht die 22. französische Armee unter Führung des Generals Huntzinger und im Norden die 9. Armee des Generals Covap.

Das Ziel der deutschen Truppen bleibt das Erreichen des Ärmelkanals. In erster Linie wird der Stoß gegen die Nahtstelle zwischen der Masse des französischen Heeres und den britisch-französisch-belgischen Streitkräften geführt, ein Stoß, der zur Spaltung und Aufsplitterung der feindlichen Verbände führen soll.

Da der Durchbruch an einer Stelle erfolgen soll, an der die Alliierten ihn nie erwarten werden, glaubt man auf

deutscher Seite, das Überraschungsmoment ausnutzen zu können.

Die Spannung wächst von Tag zu Tag. Der Angriffsbeginn ist geheim.

Selbst den Oberbefehlshabern der Heeresgruppen ist er nicht bekannt. Überall wird strengste Geheimhaltung geübt.

Als der Chef der deutschen Abwehr, Admiral Canaris, sich im Führerhauptquartier erkundigt, wann die deutschen Truppen die Grenzen überschreiten werden, antwortet man ihm mit einem Achselzucken. Seine besten Agenten und seine engsten Mitarbeiter, die Obersten Lahousen und Oster, können zwar den gewaltigen Aufmarsch an der französisch-holländisch-belgischen Grenze notieren und auch in etwa erfassen. Mehr aber springt für den Abwehrchef nicht heraus. Seine Aufgabe beschränkt sich auf das Beschaffen von Feindunterlagen. Über die eigene Lage weiß er nichts.

Darüber ungehalten, sucht Canaris im Oberkommando des Heeres nach Freunden, die ihn in den Angriffsplan einweihen sollen. Aber auch dort stößt er auf Zurückhaltung. Erst als er im Führerhauptquartier vorstellig wird, bekommt er die Zusage, den Angriffsbeginn rechtzeitig zu erfahren.

Währenddessen ist der Aufmarsch der deutschen Panzerverbände an der feindlichen Front abgeschlossen. Zehn Panzerdivisionen mit insgesamt 2574 Kampfswagen stehen bereit.

Diese Armada besteht aus: 523 Kampfswagen I³³⁾; 955 Wagen II³⁴⁾; 349 Wagen III³⁵⁾; 278 Wagen IV³⁶⁾; 106 Wagen 35 (35 Tonnen); 228 Wagen 38 (38 Tonnen); 96 kleinen Befehlswagen und 39 großen Befehlswagen.

Die Feuerkraft dieser Panzerwagen besteht aus: 4407 MG; 955 KwK (Kampfwagenkanone) 2 cm; 349 KwK 3,7 cm; 278 KwK 7,5 cm.

Auf Kampfswagen mit Kanonen vom Kaliber 5 cm warten die deutschen Ein-

heiten vergebens. Der Ausstoß kann erst im Laufe des Sommers erfolgen. Ebenso ist das Fertigungsprogramm von Sturmgeschützen noch nicht abgeschlossen. Nur wenige Versuchsfahrzeuge dieser Art können an den Fronten eingesetzt werden.

Die Truppen beziehen die Warteräume. Der Generalstab überprüft noch einmal seine Konzeptionen, die in dem Ziel gipfeln, der angreifenden Truppe Verluste zu ersparen. Da rollt hinter den Kulissen des beginnenden europäischen Dramas die Tragödie eines Mannes ab, der glaubt, aus Gewissensgründen handeln zu müssen, jedoch Verrat an den Plänen seiner Führung übt.

In der Bayerischen Straße in Berlin-Wilmersdorf sitzt der Chef des Stabes und Leiter der Zentralabteilung der deutschen Abwehr, Oberst Oster³⁷⁾, einem ausländischen Gast gegenüber. Oster ist die rechte Hand von Admiral Canaris und zählt zu den bestinformatierten Männern der Abwehr. Er gilt als Monarchist und Gegner des Nationalsozialismus.

Der Mann, der in einem dunkelblauen Zweireiher in einem der Klubsessel Platz genommen hat, ist der holländische Militärattaché Oberst Sas. Die beiden Männer kennen sich seit längerer Zeit. Niemand weiß, daß der Oberst der deutschen Abwehr, Oster, seit Jahren Geheimnisse weitergibt und als sichere Quelle des holländischen Generalstabes gilt, der allerdings nicht weiß, wer hinter den Sasschen Informanten steckt.

„Es ist sehr dringend – aber ich mußte dich bitten, zu mir zu kommen“, beginnt der Deutsche.

Sas nickt und zündet sich eine Zigarre an.

„Es ist soweit. Hitler hat einen Angriff vor“, flüstert Oster.

Sas erschrickt und steht auf. „Also

auf Holland – ich habe es erwartet.“

Auch Oster erhebt sich. Er legt beruhigend die Hand auf des Freundes Arm und lächelt mitleidig: „Nein – nicht auf Holland. Auf Norwegen ...“

Sas bleibt auf der Stelle stehen. Er sieht seinen Freund fragend an.

„Was um Gottes willen wollt ihr in Norwegen?“

„Das ist Hitlers Sache. Immerhin haben wir Informationen, nach denen die Engländer auch die Absicht haben, Norwegen zu besetzen, um so die Erzlager für uns zu sperren.“

Der Holländer starrt das Bild an der Wand an und schüttelt den Kopf.

„Wozu erzählst du mir das?“

Oster, der Uniform trägt, macht einen Schritt um den kleinen Tisch und stellt sich vor den Mann im Zivilanzug. „Ich möchte, daß du unsere Freunde benachrichtigst. Geheim, wie immer.“

Schon ein paar Stunden später trifft sich Sas mit dem dänischen Militärattaché Kjolsen und dem Gesandtschaftsrat Stang und teilt ihnen die nieder-schmetternde Information Osters mit.

Aber es ist nicht das erste Mal, daß der Holländer so wichtige Nachrichten aus dem Munde des zweit- oder dritt-wichtigsten Mannes der deutschen Abwehr erhält.

Schon einmal – es war am 7. November 1939 – riet Oster seinem Freund, er möge nach Holland fahren und seine Regierung vor einem Angriff der deutschen Wehrmacht warnen. „Ihr müßt stark sein, wenn sie kommen“, sagte er. Und er fügte hinzu: „Nach der Auffassung des Reichskriegsgerichtes bin ich bestimmt ein Landesverräter. In Wirklichkeit fühle ich mich als besserer Deutscher als jene, die mit Hitler mitmachen ...“

Oberst Oster arbeitet jedoch dem deutschen Generalstab, der bemüht ist, das Überraschungsmoment auszunutzen, um möglichst geringe Verluste zu erleiden, genau entgegen.

Aber nicht nur er, sondern auch sein Chef, der Admiral Canaris, verrät die Absichten der deutschen Reichsführung.

An einem Nachmittag des März 1940 läßt er den dänischen Gesandten in Berlin, Kammerherrn Herluf Zahle, zu sich in die Privatwohnung bitten. Dort eröffnet ihm der deutsche Abwehrchef, daß die Deutschen in Norwegen landen werden.

„Können Sie mir das Angriffsdatum geben?“ fragt der Däne.

Canaris nickt. „Am 9. April wird der Generaloberst Falkenhorst den Befehl zum Losschlagen geben.“

Der Däne verzieht den Mund zu einer Grimasse. „Aber das ist doch nicht möglich? Wie wollen Sie eine Operation durchführen, ohne genügend Schiffsraum zu haben ...?“

Canaris lächelt und sagt, daß man die Überraschung ausnutzen will.

Der Däne verabschiedet sich und geht sofort in seine Gesandtschaft, wo er noch in gleicher Stunde seine Regierung in Kopenhagen informiert, die wiederum die norwegische und englische Regierung benachrichtigt.

„Das Unternehmen heißt ‚Weserübung‘“, meint Zahle, als man ungläubig zurückfragt, ob er sich nicht getäuscht habe.

Am 3. Mai 1940. – Der Aufmarsch vor der französisch-belgisch-holländischen Grenze ist abgeschlossen, und die Truppe wartet auf den Angriffsbefehl. Oberst Oster ruft seinen Freund Sas an. Sie treffen sich wieder in Osters Wohnung, und dort erklärt ihm der Deutsche, daß der Angriff auf Holland bevorstehe.

Sas erbleicht und erzählt dem Oberst von seinen Schwierigkeiten, die er mit seinem Generalstab habe. In Holland glaubt ihm kein Mensch, daß die Deutschen angreifen werden.

„Hier steht doch eine Phalanx alliierter Soldaten! Stell dir vor: 450.000 Engländer und über zwei Millionen Franzosen im Rücken. Ihr werdet euch wundern.“

Oster winkt ab. „Das mußt du dem Verrückten erzählen. Hitler bildet sich ein, vom Schicksal auserwählt zu sein und das Recht zu haben, die Völker zu zertrümmern und ein Groß-Europa zu schaffen. Dieser Dummkopf ...“

Sas gibt die Meldung nach Den Haag weiter. Am nächsten Tag schon bekommt er von seinem Außenminister eine Botschaft, daß der Vatikan die holländische Regierung vor einem Überfall Deutschlands gewarnt habe.

Was auch geschieht – der Oberbefehlshaber der holländischen Wehrmacht, General Winkelmann, glaubt nicht an die Warnrufe. Er zweifelt vor allem an der Aufrichtigkeit des deutschen Gewährsmannes. Wörtlich sagt er, als Sas wieder eine Warnung seines Freundes Oster durchgibt: „Wo sitzt denn eigentlich Ihr Informant?“

„In einer außerordentlich hohen Stellung.“

„Hat er dort einen so tiefen Einblick, daß er Datum und Zeit eines Angriffes voraussagen kann?“

„Jawohl, Herr General ...“

Daraufhin überlegt Winkelmann und verzieht verächtlich sein Gesicht: „Ich halte im Grunde meines Herzens Ihren Vertrauens- und Nachrichtemann für einen erbärmlichen Kerl ...“

Als sich Sas erhebt und Oster verteidigt, verabschiedet ihn der General.

„Stellen Sie sich vor – einer unserer Offiziere würde derartig handeln wie Ihr Mann ...“, sagt er und dreht sich um.

Wie kommt Oster an die genauen Zeitpläne des OKW? Es ist bekannt, daß nur vier Männer den genauen Angriffsplan für die Sommeroffensive kennen: Hitler, Göring, Brauchitsch und Halder. Diese vier schweigen wie ein Grab.

Da gibt es aber einen Sonderstab des OKH, der die Einzelheiten des Westfeldzuges ausarbeitet. Es kommt vor, daß ab und zu die Eventualzeit angegeben wird. Admiral Canaris gelingt es, einen seiner Mitarbeiter – einen alten Freund aus längst vergangenen Marinetagen – in diesen Stab hineinzuschieben. Kapitän Ledig wird als Sonderbeauftragter der Abwehr in alle Vorbereitungspläne eingeweiht und erfährt auf diese Weise natürlich auch die Zeit des Angriffes. Ledig erzählt seinem Freund Canaris ahnungslos alles, was er über den zu erwartenden Feldzug erfährt. Canaris hat nichts Eiligeres zu tun, als seinem Vertrauten Oster jede Information mitzuteilen.

So kommt es, daß Oberst Oster über den Westfeldzug besser informiert ist als die Oberbefehlshaber der Heeresgruppen. Und der holländische Oberst Sas darf sich rühmen, seine Information von einem Mann zu erhalten, der für die Wahrheit und Echtheit der Kassiber bürgt.

Am 9. Mai 1940 erfährt Oster von Admiral Canaris, daß am morgigen Tag der Krieg an der Westfront beginnen wird. Der Oberst zieht nervös an seiner Zigarette. Er haßt und verabscheut den Krieg, wie er alles ablehnt, was durch Gewalt erzwungen werden soll.

Schon längst hat sich Oster ins andere Lager geschlagen und benutzt seine Stellung dazu, wichtige Informationen an Vertreter fremder Mächte zu lancieren. Er hofft, daß es den Nachbarstaaten gelingt, Hitler zur Räson zu bringen und seinen größtenwahnsinnigen Plänen Einhalt zu gebieten. Selbst auf die Gefahr hin, daß deutsche Soldaten dabei geopfert werden müssen, übt er Verrat. Später, als er vor einer Sonderkommission steht und vernommen wird, erklärt er mit dieser Motivierung seine Handlungsweise und lehnt es ab, sich als Vaterlandsverräter bezeichnen zu lassen. „Ich wollte den Krieg verhindern.“

Er weiß, daß er nichts dazu beitragen konnte, diesen Krieg zu verhindern. Und dennoch entschließt er sich, seinem Freunde Sas noch einmal, vielleicht zum letzten Male, eine Information zuzuleiten.

Sas geht um 19 Uhr in Osters Wohnung. Oster teilt seinem Freund mit, daß Hitler in sein Hauptquartier an die Westfront gefahren sei. Daraus ersieht er, daß es keine Hoffnung auf ein Hinausschieben oder sogar ein Verhindern des Krieges gibt. Aber er klammert sich an den Zufall, der es schon dreimal ermöglichte, den Krieg gegen den Westen hinauszuschieben. Weshalb soll es nicht diesmal zum vierten Male klappen?

„Vielleicht vermittelt der Vatikan“, meint Oster.

„Oder England versucht es einmal von sich aus“, erwidert Sas.

Sie schweigen und starren auf die Uhr. Da sagt Oster: „Wenn es bis zehn Uhr keine andere Weisung gibt, marschieren morgen früh deutsche Truppen in deine Heimat ein.“

Oberst Sas zuckt zusammen. Er glaubt, daß es zu einem furchtbaren Morden kommen wird, und er ahnt auch, daß seine Rolle als Militärattaché in Berlin ausgespielt ist.

In der Stadt essen sie und warten ab. Oster ist sehr unvorsichtig und redet laut auf seinen Freund ein, alles zu unternehmen, um den Angriff erfolgreich abzuschlagen. Er weiß, daß man in der Abwehr und beim Reichssicherheits-Hauptamt des Obergruppenführers Heydrich³⁸⁾ längst auf undichte Stellen im Haus der Abwehr aufmerksam geworden ist. Man weiß, daß das Angriffsdatum auf Norwegen verraten war, kannte aber nicht die Quelle dieses Verrats.

Trotzdem kümmert sich Oster nicht um die eigene Sicherheit. Seine Empörung ist echt, sie wird vom Haß gegen Hitler diktiert. Er spricht oft so laut,

daß sogar der Kellner höchst erstaunt zum Tisch des Abwehrobersts hinüberblickt.

„Wir haben gut Versteck gespielt und die Karten ebensogut gemischt“, erklärt Oster seinem Freund. „Bis jetzt wissen sie noch nicht, daß die Mine in ihrem eigenen Haus sitzt.“

Um zehn Uhr gehen beide Offiziere zum OKW. Während der Holländer vor der Tür wartet, geht Oster hinein und versucht, einige Informationen zu bekommen. Er erfährt, daß Hitler im Hauptquartier der Westfront eingetroffen ist und daß der Angriff morgen in den frühen Stunden des Tages beginnen wird.

Oberst Sas weiß, daß alles verloren ist, Aber er will seinen Generalstab warnen. Vielleicht können noch Truppen verschoben werden, so daß die Deutschen ins Leere stoßen oder zurückgeworfen werden können. Vielleicht ...

Die Aufgabe eines Militärattachés ist es, den militärischen Aufbau im Gastland, Stärke der Truppe, Ausbildungsstand und Angriffsmethode zu studieren und darüber seinem Generalstab Bericht zu erstatten. Es ist ein Manko des Obersts Sas, daß er keine Vorstellung von der tatsächlichen Stärke der deutschen Wehrmacht und erst recht keine Ahnung von dem neuen Angriffsplan hat.

In der holländischen Gesandtschaft herrscht in den Abendstunden des 9. Mai aufgeregtes Treiben. Jetzt kommt auch noch Oberst Sas in seine Räume gestürzt und läßt sich eine Telefonverbindung nach Den Haag geben. Dort meldet sich das Kriegsministerium.

Eine halbe Stunde hat er warten müssen, bis die Vermittlung hergestellt ist. Er kann natürlich nicht wissen, daß jedes Gespräch, das er führt, vom „Forschungsamt der Luftwaffe“ mitgehört und ausgewertet wird.

Am anderen Ende der Leitung mel-

det sich Leutnant Uitweer. Sas erklärt ihm in verschlüsselter Sprache, was er erfuhr. „Morgen früh bei Tagesanbruch Ohren steifhalten!“ ruft er in die Muschel. Der Leutnant wiederholt, was er gehört hat, und sagt dann: „Also, haben Sie den Brief 210 erhalten?“

„Ja – in Ordnung. Brief erhalten!“ antwortet Sas.

Mit der Formulierung „Brief 210 erhalten“ ist das Stichwort für den zu erwartenden Angriff gefallen. Denn die beiden letzten Zahlen ergeben das Datum des Invasionstages.

Aber in Den Haag ist man mit Sas' Meldung keineswegs zufrieden. Die Männer der Abteilung „Nachrichten Ausland“ vermuten einen Trick der deutschen Abwehr. Und so ruft der Chef dieser Abteilung selbst in Berlin an.

Oberst Plassche zweifelt an der Information und sagt: „Ich habe sehr schlechte Nachrichten über den Gesundheitszustand Ihrer Frau. Sie soll operiert werden, sagten Sie? Haben Sie auch alle guten und zuverlässigen Ärzte konsultiert?“

Oberst Sas ist empört über diesen Anruf. Er findet es nicht nur gefährlich, unverschlüsselt auf offener Leitung zu sprechen, sondern fühlt auch Mißtrauen gegen sich und seinen Informanten.

Wütend brüllt er in den Hörer: „Sie sollten mich nicht mehr belästigen. Ich habe genug mit mir zu tun. Die Operation findet auf alle Fälle morgen früh bei Tagesanbruch statt!“

Damit wirft er den Hörer auf die Gabel und setzt sich schwer atmend auf die Kante seines Schreibtisches.

Das „Forschungsamt der Luftwaffe“ war eine Erfindung Hermann Görings. Schon 1933 richtete er es ein, um ein Abhörnetz über das ganze Reich zu spannen. Den Männern dieses Amtes oblag die Dechiffrierung von Funk-

Fernsprech- und Kabelübermittlungen militärischer Dienststellen, ausländischer diplomatischer Vertretungen und Personengruppen, die zum Beispiel im Verdacht standen, nicht „führertreu“ zu sein.

Zweifelsohne war es ein Erfolg des „Forschungsamtes“, daß verschiedene feindliche Spionageorganisationen ausfindig gemacht werden konnten. So wurde die „Rote Kapelle“ von den Spezialisten des Amtes überwacht. Landesverräter, die sich in Sicherheit glaubten, wurden belauscht. Auch das Gespräch des holländischen Militärattachés Sas wurde mitgehört.

Sofort vermutete man bei der Abwehr, daß nur Oberst Oster der Informant des Holländers sein konnte. Denn der Oberst Piekenbrock und der Admiral Bürkner – beide hohe Abwehroffiziere –, denen die Meldungen des „Forschungsamtes“ übergeben wurden, kannten Osters Freundschaftsverhältnisse zu Sas.

Nun hätten beide Offiziere die Pflicht gehabt, den Vorfall zu melden oder zumindest Oberst Oster zur Rede zu stellen. Aber sie taten nichts dergleichen, sie wollten Oster vor Bestrafung schützen.

Admiral Canaris, der davon erfuhr und dem OKW Bericht erstatten mußte, sprach von „Störmeldungen“, die er selbst den Holländern in die Hände gespielt hatte.

Die Zeiger der Uhren in den Armeestäben wanderten langsam über die Zifferblätter. Und als die kleinen und großen sich auf der Zwölf treffen, schrillen die Telefone auf den Tischen der Stabsoffiziere.

Anruf aus Berlin, Reichskanzlei:

„A-Tag minus 12 Stunden! Fertigmachen!“

Als die Offiziere die Hörer nach diesen wenigen Worten wieder auf die Ga-

beln zurücklegen, wissen sie, daß der Krieg begonnen hat.

Krieg gegen Frankreich, den ein Telefonanruf am 9. Mai um 12 Uhr auslöste. Der Krieg, der bis ins kleinste durchdacht, geplant, berechnet und ausgearbeitet worden war. Und jetzt rollt er ab, der Krieg, der auf dem Papier schon beendet ist, bevor er begonnen hat. Er rollt ab, planmäßig, ganz nach dem Programm, das man für ihn aufgestellt hat.

Eigentlich darf nichts mehr schiefgehen, es müßte ein reibungsloser Krieg werden.

Wie sieht er aber aus, der Krieg, wenn man die Armeestäbe verläßt und dort hingeht, wo der Krieg geschlagen wird? Draußen in den Schützengräben, in den Panzern, in den Flugzeugen?

Dann sieht man, was für ein Krieg es ist: hart, grausam, dreckig, voller Elend und Verzweiflung. Ein Krieg wie jeder andere. Die Soldaten sterben wie in allen Kriegen, nicht besser und nicht schlechter.

Den Soldaten ist es gleichgültig, ob ihr Tod schon in Zahlen und Werten auf den Karten und Plänen der Generalstäbe verzeichnet steht. Sie müssen und werden kämpfen.

Für ihr Vaterland, für ihre Idee?

Meist für ihr Leben – um ihr Leben ...

Von ihnen, von den einzelnen Soldaten draußen im Schützengraben, hängt es zuletzt ab, ob sie den Krieg gewinnen oder verlieren, ob sie leben oder sterben.

Nun, zunächst rollt der Krieg programmäßig ab. Melder bringen den Befehl von den Armeestäben zu den Divisionsstäben:

„A-Tag minus 12 Stunden! Fertigmachen!“

Über Divisions-, Regiments- und Bataillonskommandeure sowie Kompanieführer erreicht der Befehl über zwei Millionen Soldaten.

Jeder weiß, was er jetzt zu tun hat; jeder kennt seine Aufgabe.

Die Feldgendarmarieposten und die Militärpolizisten besetzen die Vormarschstraßen. Die Infanteriekolonnen machen sich abmarschbereit. Die Panzer werden aufgetankt, Flugzeuge mit Bomben beladen, Batterien mit Granaten versorgt.

Überall in den Grenzorten Westdeutschlands herrscht fieberhafte Tätigkeit. Eine Tätigkeit, die man nicht sieht, die man nur spürt. Sehen darf man sie nicht, denn an dem blauen Mittagshimmel kreisen feindliche Aufklärer, die wissen wollen, wann die Deutschen kommen.

Alle Straßen, die nach Westen führen, sind leer und verlassen. Nur die Schatten der Straßenbäume wandern langsam und müde über den heißen Asphalt. Ab und zu jagt ein Wagen der Feldpolizei über die ausgestorbenen Rollbahnen. Auf den Wagen sind MG befestigt, und die Männer, die dahinter sitzen, sehen so aus, als würden sie diese Waffen rücksichtslos gebrauchen, wenn sich ihnen irgendein Hindernis in den Weg stellen sollte. Hier ist nur der reibungslose Ablauf des Vormarsches wichtig, sonst nichts!

In den Dörfern hat man das Federvieh und die Hunde eingesperrt. Das Vieh wurde von der Weide geholt. Die Straßen, die die Vormarschwege kreuzen, sind durch quergestellte Fahrzeuge gesperrt worden. Feuerwehrmänner und Polizisten halten scharfe Wacht. Man will nichts riskieren.

Endlich geht die Sonne unter, prachtvoll glühend. Als die letzten Strahlen in violetten Schimmern erlöschen, wird es auf allen diesen Straßen lebendig.

Die Infanteristen verlassen jetzt ihre Quartiere und streben schnell in endlosen Kolonnen nach Westen. An ihnen vorbei fahren motorisierte Einheiten mit abblendenden Scheinwerfern. Ge-

gen Mitternacht verlassen die Infanterieregimenter die Hauptvormarschstraßen und marschieren auf Nebenwegen weiter. Hinter ihnen donnert und dröhnt es.

Panzer!

Kilometerlange Kolonnen Panzer!

Aus den geöffneten Turmluks starren die Kommandanten in die Dunkelheit. Durch die schmalen Sehschlitze blicken die Panzermänner auf das silbrig glänzende Band der Straße. Es ist die Straße, die nach Westen führt, nach Frankreich, in den Krieg!

Zwischen den Panzern fahren Kolonnen jeder Art, Flakzüge, Panzerjäger, Kradschützen, motorisierte Infanterie.

Wenn irgendwo ein Fahrzeug mit einer Panne stehenbleibt, kippen es die Feldpolizisten und Feuerwehrleute sofort in den Straßengraben. Der Vormarsch darf nicht aufgehalten werden.

Kurz nach Mitternacht hat die erste Welle des deutschen Westheeres die Grenze erreicht.

Die Soldaten beziehen die Sturmausgangsstellungen, die Artilleristen laden ihre Geschütze, das Wummern der Panzer verebbt.

Einige Stunden Ruhe bleibt den Soldaten noch, einige Stunden bis zum Morgen, einige Stunden bis zum Kampf.

Es ist jetzt eine Mainacht wie jede andere – kühl, klar und still.

Manchmal nur bellt irgendwo ein Hund, klagend, heiser. Oder das helle Knattern eines Melde-Motorrads springt von einer Straße herüber.

Silberner Nebel streicht langsam und schwebend über die Niederungen. Unter diesem Nebel liegen tausend mal zweitausend Soldaten und warten auf den Morgen.

Und dann kommt er, schimmernd und kalt aus der Dämmerung heraufziehend, der Morgen des 10. Mai 1940.

Hoch oben am Himmel ziehen Flugzeuge ihre Bahn nach Westen. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne färben die Kondensstreifen der Motoren blutigrot. Die Luft ist erfüllt von einem einzigen Dröhnen und Donnern.

Immer neue Maschinen tauchen im Osten auf und verschwinden am westlichen Horizont: Bomber, Stukas, Jäger und Transportmaschinen! Erst sind es nur Ketten, dann Staffeln und Gruppen. Und schließlich sind es ganze Geschwader, die gegen den Feind fliegen.

Hunderte von Flugzeugen mit Hunderten von Aufgaben.

Und jede Maschine ist ein winziger Teil des riesigen Planes, der in seiner Kühnheit einmalig dasteht.

Um 5.30 Uhr erreichen die Transportmaschinen ihr Ziel. Zehn Ju 52³⁹⁾ haben Lastensegler im Schlepp. Über dem belgischen Fort Eben Emael klinken die Transporter die Lastensegler aus. Langsam, wie übergroße, graue Raubvögel, schweben die Segler nach unten.

Im Zwielicht des beginnenden Tages schimmern die taufeuchten Panzerkuppeln des belgischen Forts zu ihnen herauf. Das größte und modernste Fort Europas, uneinnehmbar, unangreifbar! Jedes Stückchen Erde im Umkreis von vielen Kilometern kann unter das Feuer der unzähligen Geschütze und schweren Maschinengewehre genommen, das ganze Gelände rings um die Panzerfeste kann unter Wasser gesetzt werden. Es gibt auch keine Bomben, die so stark wären, daß sie die Panzerkuppeln und Stahlplatten des Werkes zu durchbrechen vermögen.

Uneinnehmbar, unangreifbar!

Und in den Bunkern, Kasematten, Geschütztürmen und Werkstätten der Panzerfeste sitzen zwölfhundert Mann, zwölfhundert, die eine ganze Armee aufhalten können.

Leise setzen die zehn Gleitflugzeuge zwischen den Kuppeln und den Stahl-

platten auf. 78 deutsche Soldaten stehen auf der stärksten Feste Europas. Unter diesen 78 liegen 1200 ahnungslos hinter ihren Waffen und starren durch schmale Sehschlitze nach Westen. Die Augen dieser belgischen Soldaten hinter den Ferngläsern schweifen von Maastricht über den Albertkanal nach Osten.

Hörten die Zwölfhundert nicht das Scharren der Kufen über ihren Köpfen? Sehen sie nicht die geisterhaften Gestalten, die lautlos zwischen den Panzerkuppeln umherhuschen? Ahnen sie nicht, daß der Tod bereits schon in ihrer Festung sitzt, in der stärksten Festung Europas?

Uneinnehmbar, unangreifbar?

Zur gleichen Zeit sind die Fallschirmjäger und Luftlandetruppen über ihren Zielen eingetroffen. Lautlos schweben die Schirme zur Erde, Hunderte, Tausende. Sie springen bei Rotterdam, bei Dordrecht, bei den Brücken über den Albertkanal und bei Moerdijk.

Sie springen überall.

Der Himmel über der „Festung Holland“ ist bedeckt mit weißen, lautlos schwebenden Glocken. Sie erkämpfen Straßen, Brücken, Eisenbahnlinien und Flugplätze. Sie bilden Lande- und Abwehrköpfe, sie sprengen, sie verhindern Sprengungen, sie greifen an und verteidigen.

Auch die Transportmaschinen mit den Soldaten der 22. Infanterie-Division haben ihr Ziel erreicht. Die hundert Maschinen der ersten Welle kreisen über dem hellen Band der Autobahn zwischen Rotterdam und Den Haag, auf der sie landen sollen. Deutlich schimmert der weiße Beton durch den Morgennebel herauf. Die ersten Transporter gehen in Landeposition. Dicht über der Straße drosseln die Flugzeugführer die schweren Motoren; meter-

hoch jagen die massigen Flugzeuge über die Autobahn.

Da geschieht es ...

Ein kurzer, harter Stoß, ein ohrenbetäubendes Kreischen. Die erste Maschine kippt zur Seite, überschlägt sich, beginnt zu brennen!

Ebenso die zweite, ein Stoß, ein Kreischen, Kippen, Überschlag – aus!

Die nächsten Transporter haben nicht mehr genug Gas, um wieder hochzuziehen. Zehn, zwanzig Maschinen krachen in die Trümmer der ersten.

Metall schlägt auf Metall, die schwerbeladenen Transporter brechen auseinander, als seien sie aus Holz. Und plötzlich wird geschossen, von allen Seiten sausen Flak- und Infanteriegeschosse in das brennende Chaos.

Die Flugzeugführer, die noch genügend Höhe haben, ziehen ihre Maschinen wieder hoch und versuchen, einige Kilometer weiter zu landen. Genau dasselbe!

Kaum sind die Transporter ein, zwei Meter über dem Boden, da kracht es. Die Soldaten werden durcheinanderschleudert, und die schweren Jus legen sich auf die Seite.

Inzwischen hat die zweite Welle der deutschen Luftlandetruppen die holländische Grenze überflogen und nähert sich der Autobahn, auf der sie planmäßig um 5.45 Uhr landen soll. Über hundert Maschinen sind es, vollgeladen mit Infanterie, Waffen und Panzerabwehrgeschützen.

Planmäßig müßten sie jetzt landen. Aber dieser Plan stimmt nicht mehr! Der Krieg hat den vorgeschriebenen Weg des Programms, das die Generale für ihn ausgearbeitet hatten, verlassen und war seinen eigenen Weg gegangen, einen unberechenbaren, gefährlichen Weg.

Und jetzt liegt die Verantwortung bei den Soldaten, bei den Flugzeugführern in den Transportern, bei den Infanteristen da unten zwischen den

brennenden Flugzeugtrümmern. Von ihnen allein hängt jetzt das Gelingen des Planes ab.

Als die zweite Welle die Autostraße erreicht, sehen sie die Betonbahn mit verunglückten Flugzeugen übersät. Sie sehen die Leuchtpurgeschosse der holländischen Flak neben der Straße, die glühend zu ihnen heraufziehen.

Der Plan ist erkannt, die Deutschen sind in eine Falle gegangen. Es ist unmöglich, auf der Autobahn zu landen!

Auf der ganzen Straße haben die Holländer in der Nacht lange Eisenstangen wie Messer in den Beton gerammt. Diese schnitten die Flügel der Transporter ab!

Die Flugzeuge der zweiten Welle drehen ab und suchen eine andere Landemöglichkeit. In der Nähe liegt ein kleiner Flugplatz. Etwa 50 Maschinen gelingt es, hier zu landen. Die anderen fliegen nach Deutschland zurück. Durch Funk wird die dritte Welle verständigt und rechtzeitig zurückgehalten.

Die Soldaten der zweiten Welle schlagen sich zu den Überlebenden der ersten durch und überwinden die Holländer in heftigem Kampf.

Beinahe neunzig Maschinen hat die deutsche Luftwaffe in den Morgenstunden des 10. Mai eingebüßt. Aber der tollkühne Plan, die Luftlandung mitten im Herzen des Gegners, ist gelungen. Die deutschen Verbände werden die Kräfte des Feindes von innen heraus aufrollen.

Unterdessen geht der Angriff weiter. Bomber und Stukas treten in Aktion. Ihre Bomben fallen auf Brücken, Eisenbahnlinien und Flugplätze.

Als die Luftschuttsirenen die Bevölkerung Hollands und Belgiens aus den Betten reißen, sehen die erschreckten Menschen, daß die Deutschen schon in ihren Städten sind.

Während sich diese Kämpfe in Holland und Belgien abspielen, beginnt

der Angriff der sieben deutschen Armeen. Die 6. Armee unter Generaloberst von Reichenau stößt aus dem Raum um Köln gegen die feindliche Grenze vor. Die nördlich der 6. operierende 18. Armee besetzt mit raschem Zugriff die holländischen Nordprovinzen, durchstößt die Peel-Linie und nimmt das holländische III. A.K. gefangen.

Die alliierten Truppen streben eilig aus Flandern nach Nordosten, weil sie glauben, daß die Deutschen dort den Hauptstoß führen werden. Kaum haben sie aber den südlichen Raum verlassen, da schiebt die 12. Armee ihre drei Panzerkorps vor und besetzt das schwachverteidigte Gebiet.

Überall stoßen jetzt die Deutschen in das feindliche Gebiet, weit schieben sich die Panzerkeile in das gegnerische Hinterland und brechen die Verteidigungsstellungen auf.

Die Stabsoffiziere, die den planmäßigen Vormarsch der Armeen auf den Generalstabskarten eintragen, konstatieren: Es klappt wie am Schnürchen!

Das scheint den Blitzfeldzug in Polen noch zu übertreffen!

Unablässig schrillen die Telefone und geben die neuen Standorte der Einheiten bekannt:

„Panzer-Korps Hoepner⁴⁰⁾ 20 Kilometer östlich von Maastricht, biegt nach Südwesten ab.“

„9. Panzerdivision hat soeben Peel-Linie nördlich Deurne durchbrochen! Keine Verluste.“

„Panzer-Korps Guderian schlug vor zehn Minuten leichte, motorisierte französische Infanteriedivision zurück.“

„10. Panzerdivision durchstieß gerade ...“

Meldung folgt auf Meldung. Zufrieden lächelnd stecken die Stabsoffiziere die bunten Fähnchen ein paar Zentimeter auf den großen Karten weiter.

Was bedeuten die paar Zentimeter

auf den Karten? Kann man auf diesen Karten auch ablesen, welche Kämpfe und welche Opfer sie gekostet haben? Wie sieht der Krieg wirklich aus, draußen auf den Schlachtfeldern?

Ist es derselbe Krieg, dessen Weg auf den Karten nach Westen zum Sieg führt?

Der Mann, dessen Anruf diesen Krieg am Morgen dieses Tages, des 10. Mai 1940, um 5.30 Uhr, befohlen hatte, will das wissen.

Er ruft ein paar Männer zu sich in das Hauptquartier und befiehlt ihnen, an die Front zu gehen, in den vordersten Linien mit den Soldaten zu kämpfen, ihre Stimmung zu prüfen, die Ansichten der Offiziere zu hören und ihm dann zu berichten.

Die Männer sagen „Jawohl!“, packen ihre Sachen und fahren an die Front.

Einer dieser Offiziere kommt zur 12. Armee.

„Hauptmann Recke“, stellt er sich vor. „Vom Führerhauptquartier zur Front abkommandiert.“

„An die Front“, lächeln die Offiziere, „an die Front wollen Sie? Das läßt sich machen. Wir haben da ein Bataillon, das Ihnen sicher gefallen wird. Es steht augenblicklich bei Fauvillers. Melden Sie sich da in der 6. Kompanie bei Hauptmann Günters!“

Kurz nach Mittag, am Mittag des 11. Mai, kommt der Hauptmann in Fauvillers an. Ein Kübelwagen bringt ihn zum Bataillonsgefechtsstand. Die Offiziere stehen gerade um ein Rundfunkgerät herum und lauschen einer Sondermeldung.

Die Offiziere sehen sich an: Das scheint ja gut zu klappen, da oben im holländisch-belgischen Raum. Nur hier unten im Süden geht es langsam weiter. Die Truppen stehen immer noch ostwärts der Maas und versuchen, den

Übergang zu erzwingen. Aber die Franzosen passen gut auf und – sie schießen auch gut. Dauern sausen die schweren Kaliber der französischen Fernartillerie herüber und belegen die Vormarschstraßen. Sie treffen ziemlich genau, irgendwo müssen sie einen Beobachtungsstand haben, von dem aus man einen guten Einblick in das Hinterland besitzt und die deutschen Bewegungen genau verfolgen kann. Bevor man diesen Beobachtungsposten nicht ausfindig gemacht hat, ist der Maasübergang für das Bataillon und die nachfolgenden Divisionen unmöglich.

Der Hauptmann unterbricht das nachdenkliche Schweigen der Offiziere: „Hauptmann Recke. Bin zur 6. Kompanie kommandiert, suche Hauptmann Günters.“

„Zur 6. Kompanie?“ staunen die Offiziere. „Woher kommen Sie denn, wer hat Sie denn zur 6. Kompanie geschickt?“

„Ich komme aus dem Führerhauptquartier. Ich bin vom Armeestab zur 6. Kompanie geschickt worden.“

„Aha!“ grinsen die Offiziere. „Aus dem Führerhauptquartier kommen Sie, und der Stab hat Sie geschickt. Na, Sie werden was erleben!“

Der Hauptmann hat keine Zeit mehr, zu fragen, was er erleben werde; denn in diesem Augenblick betritt ein junger Offizier den Gefechtsstand. Er mußte ungefähr im gleichen Alter wie der Hauptmann sein, 25 bis 28 Jahre etwa. Er schwenkt aufgeregt einen kleinen Zettel: „Meldung vom Divisionsstab, sie haben den Artilleriebeobachtungsstand der Franzosen entdeckt! Es ist ein Haus auf der Höhe 312 bei Rivières. Ich habe den Auftrag, es mit fünfzig Mann unbeschädigt in unsere Hand zu bekommen.“

„Das ist Hauptmann Günters“, wendet sich ein Offizier an den Hauptmann.

Recke sagt sein Sprüchlein. Günters sieht ihn etwas seltsam an.

„Mann, aus Berlin direkt an die Front! Vom Führerhauptquartier direkt zur 6. Kompanie! Das ist ein Ding, ganz reizend! Das kann man sich auch nur im Stab ausdenken. Aber Befehl ist Befehl.“

Seine Stimme verliert den ironischen Ton: „Ich habe gerade einen Auftrag bekommen, bei dem ich nur Freiwillige mitnehmen darf. Gehen Sie mit?“

„Natürlich, deshalb bin ich ja hier!“

Sie verlassen den Gefechtsstand und gehen zusammen die Straße hinunter, die in einen kleinen Wald führt. In diesem Wald stehen etwa fünfzig Soldaten um drei Militärlastwagen. Sie scheinen auf den Kompaniechef zu warten.

„Das sind die fünfzig Freiwilligen“, flüstert Günters. „Am besten sagen Sie ihnen ein paar Worte.“

Der Hauptmann nickt. „Männer“, wendet er sich dann an die Soldaten, „ich bin Hauptmann Recke. Das Hauptquartier hat mich zu euch geschickt, weil es wissen will, wie es um euch steht. Ich werde eine Zeitlang bei euch bleiben, werde bei euch wohnen, mit euch marschieren, mit euch kämpfen. Ich werde sehen, ob euch etwas fehlt, ob etwas besser sein könnte, und werde es dem ‚Führer‘ dann weiterberichten.“

„Mensch“, murmelt ein Landser in der hintersten Reihe, „der soll sich nur in acht nehmen, daß ihm der Lack nicht abspringt!“ Er verstummt aber sofort erstaunt, als Günters sagt: „Der Herr Hauptmann hat sich freiwillig gemeldet, um an dem Unternehmen, das wir jetzt starten, teilzunehmen. So – das wär’ alles. In die Wagen! Wir müssen sofort losfahren!“

Recke nimmt im ersten Wagen neben Günters Platz und fragt unvermittelt: „Sagen Sie, warum redet man immer so merkwürdig von der 6. Kompanie?“

Günters grinst: „Wir sind so eine Art Himmelfahrtskommando. Wir werden

immer da eingesetzt, wo besonders dicke Luft ist. Das werden Sie gleich selbst erleben.“

Die drei Lastwagen rumpeln brummend über einen Feldweg. Die Straße haben sie vorsichtshalber vermieden, um die feindliche Artillerie nicht auf sich aufmerksam zu machen.

Plötzlich hält der erste Wagen. Quer über dem Weg stehen zwei deutsche Panzer. Die beiden Hauptleute steigen aus. Die Panzerkommandanten in den Türmen sehen ihnen entgegen.

„Ab hier ist Niemandsland, Herr Hauptmann. Es ist damit zu rechnen, daß hier noch irgendwo Franzosen liegen. Wir sollen Ihnen deshalb Feuerschutz geben. Aber nur bis zu dem Berg da drüben, weiter dürfen wir auch nicht. Die Franzosen können hier nämlich ausgezeichnet reinschießen. Wir werden Ihre Wagen in die Mitte nehmen, fahren Sie los!“

Die Lastwagen fahren an, das Geräusch ihrer Motoren wird übertönt durch das tiefe Brummen der beiden schweren Panzer, die sich ebenfalls in Bewegung setzen.

Es ist genau zwei Uhr. Die Mittags-sonne scheint warm, Schmetterlinge flattern durch die Luft, Büsche blühen in leuchtendroten Farben – Niemandsland.

Es ist, außer dem Motorengeräusch, ganz still. Aber es ist eine gefährliche, unheimliche Stille, die jeden Augenblick durch das Krachen einer einschlagenden Granate unterbrochen werden kann. Die Stille des Niemandslandes. Gestern gehörte dieses Land noch den Franzosen, morgen wird es den Deutschen gehören, heute ist es noch Niemandsland.

Kurz vor einem langgestreckten Wald hält der erste Panzer. Auch die Lastwagen halten an. Der zweite Panzer rollt vorbei, auf den Wald zu.

Günters läßt die Soldaten aussteigen und schickt die Wagen zurück. Er will

das letzte Stück des Weges marschieren, weil die Wagen ein leichtes Ziel bieten.

Die Soldaten nehmen ihre Waffen auf und marschieren los. Langsam rollen die beiden Panzer hinter ihnen her. Sie wollen dem Kommando im Wald noch Feuerschutz geben. Aber am jenseitigen Waldrand drehen auch sie ab und fahren zurück. Die fünfzig Soldaten sind allein, allein im Niemandsland, allein mit ihrem Auftrag.

„Warum“, fragt Hauptmann Recke, „legen wir das Haus nicht einfach durch Panzer oder Artillerie flach?“

„Weil wir es selbst noch brauchen. Heute nacht oder morgen wollen wir bei Monthermé über die Maas, bis dahin müssen wir wissen, wo die französische Artillerie steht, damit sie beim Übergang nicht dazwischenfunkelt. Außerdem steht das Haus auf einer Anhöhe, die fast ganz von Sumpfgelände umgeben ist. Panzer könnten nur über eine einzige Straße zu dem Gebäude gelangen, und die liegt im Schußbereich der feindlichen Batterien. Wir müssen übrigens gleich da sein, hinter dieser Biegung liegt die Höhe 312.“

Tatsächlich sehen sie die Höhe, als sie die Biegung hinter sich haben. Auch das Haus sehen sie. Es ist ein großes, schloßähnliches Gebäude.

Der Hauptmann ruft die Soldaten zusammen und gibt ihnen kurze Erklärungen: „Den Befehl kennt ihr. Wir sollen das Haus möglichst unbeschädigt in unsere Hand bekommen. Warum, wißt ihr. Wenn wir Glück haben, ist das Gebäude schon geräumt, wenn nicht ... Daß es nicht leicht wird, ist klar. Daß wir es schaffen werden, noch klarer! Wir haben nur drei Maschinengewehre. Ist nicht viel, genügt aber vorerst voll auf. Die drei MG werden wir im Sumpf mit je vier Mann einbauen, sie geben den anderen Feuerschutz. Leutnant Baums, Sie übernehmen die drei MG! Die übrigen 36 Mann werden die Bude

da oben angreifen. Wir teilen sie in zwei Gruppen. Die eine Gruppe führe ich, die andere nimmt ...“

„Nimmt Hauptmann Recke!“ unterbricht ihn der Gast-Offizier.

Günters sieht ihn erstaunt an, einen Augenblick zögert er. Dann spricht er weiter: „Die andere Gruppe führt Hauptmann Recke!“

Er wendet sich an ihn: „Suchen Sie sich 18 Mann aus!“ sagt er.

„18 Mann zu mir! 18 Mann, die als erste in der Bude da oben sitzen wollen, 18 Mann, die mit heilen Knochen wieder nach Hause kommen wollen!“ ruft Recke.

Die 18 Mann melden sich sofort, zuerst der, der vor einer halben Stunde noch etwas von „Lack abbrechen“ murmelte.

Inzwischen sind die Maschinengewehre eingebaut worden, und Hauptmann Günters gibt die letzten Anweisungen: „Wir greifen um halb drei an. Das ist in zehn Minuten. Die Gruppe Recke nimmt die Ostseite, ich nehme die Westseite. Wir vermeiden dann die Vorderseite mit den vielen Fenstern. Hinter jedem kann ein sMG⁴¹⁾ stehen. Am besten gehen wir in Schützenketten vor, ohne Lärm zu machen. Vielleicht schlafen die Brüder bei dieser Hitze. Wenn geschossen wird, sofort hinlegen und sprungweise vorarbeiten! So, das wäre wohl alles. Noch jemand eine Frage? Nein? Also dann bis nachher. Hals- und Beinbruch, Männer!“

Während sich die Soldaten für den Angriff fertigmachen, betrachten die Offiziere durch ihre Gläser das Haus. Es liegt ruhig auf dem Hügel, die Mittagssonne knallt auf das rote Dach mit dem kleinen Türmchen. Die Fenster im unteren Stockwerk sind verriegelt und verrammelt, die oberen stehen weit auf. Ein langer, brauner Vorhang bewegt sich gespenstisch im Wind, träge und müde.

„Seltsam“, denkt Recke, „ich habe da doch eben etwas blitzen sehen!“

„Hoffentlich schlafen sie!“ denkt Günters.

Dann ist es halb drei!

Langsam hebt Hauptmann Günters den Arm, hinter ihm erheben sich seine 18 Mann. Sie steigen den Hügel hinauf. Zögernd, vorsichtig.

Auf der anderen Hangseite blitzen die Stahlhelme der zweiten Gruppe.

Die Gedanken der Soldaten sind schon in dem kleinen Schloß da oben auf dem Hügel. Ist es besetzt? Ist es schon geräumt? Schlafen die Poilus hinter ihren MG, oder haben sie die Läufe schon auf die Angreifer gerichtet, krümmen sich die Finger schon am Abzug?

Die ersten fünfzig Meter haben die Deutschen jetzt zurückgelegt. Fünfzig von zweihundert. Immer noch ist kein Schuß gefallen, es ist alles still. Eine Stille, die unheimlich ist, die erdrückt, die schwer und gefährlich auf dem Hügel liegt.

Die Augen der Soldaten saugen sich an dem Haus fest, an den offenen Fenstern und dem wehenden Vorhang. Wachsame, brennende Augen. Sie lauschen auf jedes Geräusch, diese Soldaten, die zusammenzucken bei dem leisen Knistern des trockenen Grases unter ihren vorsichtigen Schritten. Ihre heißen Fäuste umklammern die kalten Läufe ihrer Gewehre und Maschinenpistolen. Ihre Finger krümmen sich um die Abzugshebel, bereit, sofort zu schießen, wenn sich da oben etwas rühren sollte.

Aber es rührt sich nichts. Ruhig, ohne Leben und Bewegung liegt das Haus in der grellen Sonne.

Hundert Meter sind sie schon herangekommen, als sie es alle merken: Das Haus ist leer, die Franzosen haben es geräumt.

Eigentlich möchten sie jetzt loslaufen. Die angestaute Erregung möchten sie sich vom Leibe schütteln. Aber noch hält sie der Befehl ihrer Offiziere zu-

rück. Vorsicht scheint doch der bessere Teil der Tapferkeit zu sein!

Und als schon die ersten Rufe über den Hügel schallen, leise noch, aber übermütig und spöttisch – da geschieht es:

Ein brüllender, donnernder Schlag, Fanfarenstoß eines beginnenden Orkans, zerreißt die Ruhe!

Aus allen Fenstern des Schlosses blitzt und zuckt es den Deutschen entgegen! Geschoß auf Geschoß schlägt zwischen die stürzenden Soldaten auf der Wiese!

„Hinlegen! Volle Deckung!“

Günters' überflüssige Kommandos gehen unter in dem infernalischen Toben des Feuerüberfalls. Wen nicht die sausenenden Geschosse umrissen, der wirft sich in das spärliche Gras und krallt sich in die ausgedörrte Erde.

Langsam gewinnt der Hauptmann Übersicht. Seine 18 Mann liegen über den ganzen Hügel verstreut, ohne Deckung, hilflos dem Feuer des Gegners ausgesetzt. Unten im Sumpf beginnen jetzt die drei deutschen MG zu hämmern. Ihre Garben scheinen gut zu liegen, denn das Feuer der Franzosen stockt. In einem Fenster ist es bereits ganz verstummt.

Von der Gruppe des Hauptmanns Recke ist nichts zu sehen. Günters sieht sich nach einer geeigneten Deckung um. Seine Leute dürfen nicht länger schutzlos den feindlichen Geschossen ausgesetzt bleiben. Links von ihm zieht sich ein kleiner Entwässerungsgraben zum Sumpf hinunter, der zur Deckung vorerst genügen würde.

Der Hauptmann richtet sich halb auf: „Alle Mann her zu mir! Sprungweise oder kriechend vorarbeiten!“

Dann zwingt ihn eine MG-Garbe wieder auf den Boden. Aber seine Soldaten haben ihn verstanden. Neue Hoffnung erfüllt sie: Ihr Hauptmann denkt an sie, er wird sie aus dieser verfluchten Situation herausholen!

Vorsichtig bewegen sie sich auf Günters zu; zehn Mann erreichen den Graben. Acht bleiben auf die Wiese liegen. Entweder können sie sich nicht bewegen, ohne die Franzosen sofort aufmerksam zu machen, oder sie sind ... tot.

Die Franzosen wissen nicht, was die Deutschen planen. Vorerst nehmen sie den Graben unter Feuer und zwingen die Angreifer mit ihren MG, liegenzubleiben.

Auch Hauptmann Recke sieht, daß der Angriff der ersten Gruppe hoffnungslos steckengeblieben ist. Jetzt muß er etwas unternehmen, bevor die Poilus die Männer aufreiben. Sie liegen zwar in guter Deckung hinter zwei umgestürzten Baumstämmen, aber lange können sie es auch nicht mehr aushalten! Es muß etwas geschehen!

Recke hält den Zeitpunkt für günstig. Die Franzosen widmen ihre ganze Aufmerksamkeit der ersten Gruppe. Er ruft einen Unteroffizier zu sich und gibt ihm einige Befehle:

„Baumann, Sie bleiben mit zwölf Mann hier und schießen nach fünf Minuten, was die Rohre hergeben! Ich werde mich mit fünf Mann an die Ostseite des Hauses heranschleichen und versuchen, in die Bude hineinzukommen. An der Ostseite sind keine Fenster, sie können uns also nicht entdecken“.

Er nimmt fünf Mann mit sich und schleicht geduckt auf das Haus zu. Sie halten die Gewehre und Maschinenpistolen in den Händen, die Handgranaten stecken abzugsfertig in den Stiefelschäften.

Unbemerkt erreichen sie die Ostseite des Schlosses. Gerade als sie um die Hausecke biegen, beginnen ihre Kame-raden zu schießen. Die Franzosen antworten sofort. Das Krachen der Schüsse und das Hämmern der MG steigert sich zu einem Orkan.

Niemand achtet auf die sechs Deut-

schen hinter dem Haus. Der MPi-Kolben des Hauptmannes fährt klirrend in die Scheibe des Kellerfensters. Niemand hört dieses Klirren. Gewandt schlüpfen die sechs Männer durch die Öffnung. Sekunden später stehen sie im Keller. Streichhölzer flammen auf, ihr Schein greift einige Gegenstände aus der Dunkelheit: ein altes Fahrrad, leere Flaschen, Gefäße und im Hintergrund eine Treppe.

„Weiter!“ Recks Stimme treibt die Soldaten vorwärts. „Jede Minute kostet unsern Leuten draußen eine Menge Blut.“

Vorsichtig steigen sie die morsche Treppe hoch. Dann stehen sie in einer Halle. Dämmriges Licht herrscht hier, der hohe Raum ist kostbar ausgestattet. Um ihn zu bewundern, haben sie jetzt keine Zeit. Von oben schießen die französischen MG auf die Kameraden.

Langsam schleichen Recke und seine Männer die nächste Treppe hinauf. Ein Teppich schluckt jedes Geräusch.

Einen Augenblick lang bleibt der Hauptmann auf dem obersten Absatz stehen. Vor ihm liegt ein langer, breiter Gang. Beißender Pulverqualm zieht in grauen Schwaden an der Decke entlang. Die Türen beiderseits dieses Ganges stehen offen, aus ihnen dringt das Hämmern der MG.

Recke faßt einen Plan: Er muß mit seinen fünf Männern die Zimmer einzeln nehmen, ohne daß man im Nebenraum etwas davon merkt.

Er wendet sich an seine Männer:

„Handgranaten fertigmachen! Wir knacken jede Bude einzeln. Nach Möglichkeit, ohne die Knaller zu benutzen. Wir brauchen die Zimmer später selber. Los! Fangen wir gleich hier an!“

Der Hauptmann stößt vorsichtig die halbgeöffnete Tür des ersten Zimmers auf. Der Raum ist angefüllt mit Kalkstaub und Pulverdampf. Hinter einem aufmontierten MG knien drei Franzosen und schießen ununterbrochen auf

die Wiese. Vier andere Soldaten schießen mit ihren Gewehren.

Ein scharfer Befehl des deutschen Offiziers reißt sie herum.

Entsetzt starren sie in die Läufe von sechs Gewehren und Maschinenpistolen. Die Deutschen sind also schon im Schloß – das hätten sie nie erwartet.

Polternd fallen ihre Waffen zu Boden, die verrußten Gesichter sehen auf einmal müde und verfallen aus. Langsam heben die Franzosen ihre Hände. Ganz still ist es plötzlich in dem hohen Raum, so still, daß es auffallen muß.

Und wirklich schweigt auch das MG im Nebenzimmer. Die haben scheinbar etwas gemerkt. Der Hauptmann erkennt die Gefahr: Er springt ans MG und jagt einige Garben aus dem Lauf! Und sofort setzt auch das MG nebenan wieder ein. Das ist noch einmal gutgegangen! Noch nie wirkte das häßliche Rattern der französischen MG auf deutsche Soldaten so beruhigend wie in diesem Augenblick.

Recke läßt einen Mann zur Bewachung bei den Franzosen. Mit den übrigen vier nimmt er sich das nächste Zimmer vor. Auch hier gelingt der Trick; die Franzosen sind zu überrascht, um an Gegenwehr zu denken. Widerstandslos lassen sie sich entwaffnen und durch einen deutschen Soldaten mit ihrem eigenen MG in Schach halten.

Der nächste Raum macht ihnen wenig zu schaffen. Die siebenköpfige Besatzung liegt entweder tot oder schwer verwundet auf dem Boden. Auch diesen Menschen können sie erst Hilfe bringen, wenn das Schloß vollständig in ihrer Hand ist.

Das vierte Zimmer ist das letzte auf diesem Gang und beherbergt das letzte MG an der Vorderseite des Hauses überhaupt. Das müssen sie noch nehmen, und dann können ihre Kameraden unangefochten eindringen.

Aber diesmal haben sie es nicht so

leicht. Die Franzosen haben etwas gemerkt ...

Die Gruppe Günters, oder besser, was davon übriggeblieben ist, liegt immer noch in dem kleinen Graben. Der Hauptmann zerbricht sich den Kopf darüber, wie er den Angriff wieder ins Rollen bringen soll. Es sind schon achtzehn Minuten seit dem Feuerüberfall vergangen.

Was wird eigentlich Recke machen? denkt er. Seine Leute schießen ja ununterbrochen, er selbst scheint aber nicht dabeizusein. Hoffentlich ist ihm nichts passiert, er ist erst seit einem Tag an der Front. Eigentlich hätte ich ihm keine Gruppe geben dürfen!

Plötzlich taucht ein Soldat neben ihm auf: „Gefreiter Karst. Sollte melden, daß der Herr Hauptmann Recke bereits im Schloß sitzt. Sobald die MG in den Frontfenstern zu schießen aufhören, sollen Herr Hauptmann die Eingangstür aufbrechen und die Besatzung an der Rückseite überrumpeln.“

Günters ist überrascht. „Was, der Hauptmann soll schon im Schloß sein? Wie kommt er denn dahin? Hat er Verluste gehabt?“

„Er ist mit fünf Mann durch ein Kellerfenster von der Ostseite ins Haus gelangt. Ob er Verluste hat, wissen wir nicht. Er hat uns zurückgelassen, damit wir ihm Feuerschutz geben. Wir haben keinen Ausfall, nur zwei Leichtverwundete.“

„Woher kommen Sie eigentlich? Wie sind sie zu uns rübergekommen?“

„Ich bin an der anderen Hangseite zum Sumpf runtergelaufen und dann hier den Graben hochgekllettert.“

„Danke, Sie können gehen!“

Günters kann das immer noch nicht fassen. Da kommt so ein Hauptmann frisch aus Berlin, noch nicht mal einen Tag an der Front, und legt einen Angriff „aufs Parkett“, daß es einen Front-

offizier aus den Stiefeln haut! Unglaublich! Und er, Günter, der Chef der besten Kompanie der ganzen Division, muß hier untätig sitzen und zugucken! Verdammt!

Mit einem Fluch springt er auf und brüllt: „Los auf! Frontalangriff! Sprung auf, marsch!“

Die Soldaten auf der Wiese vor dem Schloß springen aus dem Graben und entsichern ihre Maschinenpistolen. Dann hetzen sie los. Aus dem letzten Fenster schlägt ihnen heftiges MG-Feuer entgegen.

Während des Laufens schießen sie in das Fenster. Neben Günter stürzt ein Soldat. Jemand bückt sich nach ihm.

Endlich erreichen sie das Tor. Handgranaten – Krachen und Splittern – Langsam kippt die schwere Tür nach innen ...

Der Hauptmann stürzt als erster hinein. Ohne sich umzusehen, hetzt er die Treppe hinauf und steht schon am Anfang des Ganges. Plötzlich wirft er sich auf die Stufen. Eine Maschinengewehrgarbe rast über ihn hinweg und schlägt prasselnd in die Holztäfelung der Wand. Er nimmt seine MPi in Anschlag und schießt. Die Geschosse jagen in ein Zimmer am Ende des Ganges. Vor der Tür dieses Zimmers liegen drei Soldaten, einer von ihnen ist – der Hauptmann Recke.

Sind sie tot? Nein, sie bewegen sich. Einer von Günters Männern wirft Recke eine Handgranate zu, der fängt sie auf und schleudert sie geschickt in den Raum. Gleichzeitig springen alle drei zurück. Eine donnernde Explosion erschüttert das Gebäude. Scheiben klirren, Holz splittert, eine schmutzige Rauch- und Feuersäule quillt aus der Türöffnung. Dann ist es ganz still. Qualm- und Staubwolken schweben träge den Gang hinunter!

Recke erhebt sich langsam und tritt ins Zimmer. Ein grauenhafter Anblick bietet sich ihm: Die französischen Sol-

daten sind tot, das Mobiliar des Raumes ist ein Trümmerhaufen, das MG liegt auf dem Fußboden.

Das Gesicht des Hauptmanns ist sehr bleich, als er das Zimmer verläßt. Er versucht, seiner Stimme einen festen Klang zu geben: „Die sind tot. Jetzt bleibt uns noch die Rückfront.“

Im nächsten Moment liegt er auch schon auf dem Boden. Über ihn hinweg zwitschern die Geschosse von Franzosen, die, durch die Detonation aufmerksam gemacht, aus ihren Zimmern von der Rückseite herausgekommen sind. Sie stehen in guter Deckung am Ende des Seitenganges. Wenn sie eine Handgranate werfen, sind die Männer der Gruppe Recke erledigt.

Es gibt allerdings noch eine andere Möglichkeit: Die Gruppe Recke wirft diese Handgranate! Der Hauptmann weiß das: „Schnell eine Handgranate! Ich werfe, dann springen wir nach!“

Einer der Männer reicht ihm eine Handgranate. Recke zieht ab und zählt ruhig drei Sekunden. Dann wirft er. Die Granate saust den Gang hinunter, fällt auf den Läufer, kollert ein Stück weiter und – explodiert nicht!

„Blindgänger“, sagt Recke und handelt sofort. Solange die Franzosen noch starr vor Schreck auf die Detonation warten, wird es leicht sein, sie zu überumpeln.

„Los, auf! Wir nehmen sie gefangen!“ Recke springt auf, läuft den Gang entlang, die MPi schußbereit unter dem Arm. Die verdutzten Franzosen heben sofort die Hände, das ist ihnen lieber als eine Handgranate.

„Das waren die letzten!“ ruft der Hauptmann. „Das Haus ist in unserer Hand! Der Kampf um die Höhe 312 ist beendet!“ Er schüttelt Günters, der auf ihn zugeht, lachend die Hand: „Wie ich gesagt habe, wir sind die ersten und haben keinen Mann verloren. Hatten Sie Verluste?“ fragt er.

„Ich glaube, ja. Bisher sind mir sechs

Tote gemeldet worden. Wir konnten keine Deckung finden. Wo ist eigentlich der Offizier der Franzosen?“

Durch einen Poilu erfahren sie, daß sich ein französischer Offizier in einem kleinen Türmchen auf dem Dach aufhalten soll.

„Möchte wissen, was der Kerl da oben macht. Er hat doch sicher gehört, daß das Haus in unserer Hand ist. Warum kommt er nicht runter?“ knurrt Günters vor sich hin.

Die beiden deutschen Offiziere klettern die schmale Wendeltreppe hinauf. Vor einer Tür bleiben sie lauschend stehen. Sie hören einige undeutliche französische Worte und Funkzeichen.

„Verdammt, der Kerl funkt aus allen Knopflöchern, er will uns seine Leute auf den Hals hetzen!“

Recke stößt die Tür auf und sieht sich einem jungen Offizier gegenüber, der sie ruhig und gleichgültig mustert.

„Nun, sind Sie schon da? Sie haben mich aber schnell gefunden. Dann bin ich jetzt also wohl gefangen?“ fragt er lächelnd.

Günters reißt sofort sämtliche Stecker aus dem Funkgerät, hinter dem der Franzose eben noch gesessen hat. „Ja, Sie sind gefangen“, antwortet er dann.

Doch der Franzose spricht schon weiter: „Ich vergaß, mich vorzustellen. Dourand ist mein Name, Capitain Dourand. Glauben Sie übrigens nicht, daß Sie sich lange in diesem schönen Schlößchen aufhalten können.“

„Das überlassen Sie mal uns! Vorerst sind Sie unser Gefangener. Kommen Sie mit!“ Günters schiebt den Franzosen vor sich her, die Treppe hinunter. Recke bleibt noch oben im Turm zurück und untersucht das Funkgerät.

Als der Hauptmann mit dem Capitain den Gang betritt, geschieht es:

Der Capitain dreht sich plötzlich um, faustet Günters ins Gesicht, tritt ihm in den Magen, schwingt sich über das

Treppengeländer, springt – und ist verschwunden.

Das alles geht so schnell, daß der Hauptmann gar nicht zur Besinnung kommt. Während er am Boden liegt und nach Luft ringt, ist der Franzose schon längst „über alle Berge“.

Günters richtet sich auf und schreit wütend nach seinen Soldaten, die gerade dabei sind, die Zimmer wieder in Ordnung zu bringen und für den erwarteten Gegenangriff vorzubereiten. Keiner hat den Vorfall bemerkt. Jetzt machen sie sich sofort an die Verfolgung des Franzosen.

Währenddessen kommt Recke die Treppe herunter. Die Frage nach dem Capitain bleibt ihm im Halse stecken, als ein Unteroffizier die Treppe heraufkommt und meldet: „Suche nach dem Entflohenen erfolglos. Der Mann ist durch den Garten in westlicher Richtung entkommen.“

„Dann werden wir also die Franzosen schnell hier haben!“ sagt Recke gelassen. „Hoffentlich ist alles bald zur Verteidigung bereit.“

„Ja!“ antwortet Günters. „Ich habe alles fertigmachen lassen. Unsere drei MG sind heraufgeholt und an der Vorderseite aufgestellt. Die französischen MG sind bis auf zwei verwendbar, die bleiben da stehen, wo sie standen. Munition ist genug da. Ich werde unser Funkgerät aufstellen lassen und versuchen, Verbindung mit dem Bataillon zu bekommen. Vielleicht müssen wir hier bis zum Abend aushalten.“

Ein Funker unterbricht ihn: „Wir haben das Gerät raufgebracht. Wo sollen wir es aufstellen, Herr Hauptmann?“

„Am besten oben im Turm, wir haben dann gleich einen Artilleriebeobachtungsposten. Aber beileben Sie sich. Bevor die Franzosen kommen, muß das Gerät klar sein!“

Er geht mit Recke hinter den Soldaten her, die das Funkgerät die steile Wendeltreppe hinauftransportieren.

Einige Männer tragen Sandsäcke in den Turm und legen sie in die Fensteröffnungen. Dahinter stellen sie ein leichtes MG auf.

Ein Feldweibel meldet Günters: „Wir haben sieben Tote, Herr Hauptmann. Sie sind alle beim ersten Feuerüberfall gefallen. Nur einen traf es bei dem Frontalangriff. Elf Leichtverwundete, acht schwere Fälle. Von den ersten sind nur sechs einsatzfähig, die anderen werden vom Sanitäter betreut. Wir haben also noch siebenundzwanzig Mann und Sie und den Herrn Hauptmann Recke einsatzfähig. Ich habe fast alle an die MG verteilt. Sonst ist alles in Ordnung. Die Leute sind alle auf ihrem Posten und erwarten Ihre Befehle.“

„Es ist gut. Sagen Sie den Männern, sie sollen sich ausruhen. Jetzt ist wohl kaum ein Angriff zu befürchten!“

Inzwischen ist das Funkgerät betriebsbereit. Der Funker setzt sich dahinter und versucht, Verbindung mit dem Bataillon zu bekommen:

„Hier HG K6, hier HG K6, Gegenstelle bitte kommen! Höhe 312 in unserer Hand. Erwarten Gegenangriff. Haben nur neunundzwanzig Mann einsatzfähig. Erbitten dringend Hilfe! Ende.“

Es ist wieder ganz still in dem Schloß, nur von draußen dringt dumpf der rollende Donner eines Artilleriegewitters herein. Irgendwo im Norden, an der Maas, liefern sich deutsche und französische Batterien ein Duell.

Die Sonne brennt auf das Feld, auf dem eben sieben Menschen das Leben ließen. In der Ferne schimmert ein silbernes Band, die Maas. Der Fluß, über den die deutschen Divisionen nach Westen strömen werden. Der Fluß, auf den die Franzosen ihre ganze Hoffnung setzen.

Unvermittelt unterbricht Recke die Stille: „Wo stehen eigentlich die französischen Batterien? Warum haben sie vorhin nicht die Wiese unter Feuer ge-

legt, als wir angriffen? Jetzt ist es zu spät, jetzt müßten sie auch auf ihre eigenen Leute schießen! Ich ...“

Er unterbricht sich selbst: „Hören Sie, Günters! Was ist das? Ein merkwürdiges Geräusch!“

Der Hauptmann springt ans Fenster. Ein klirrendes Geräusch kommt vom Tal hoch. Günters erbleicht: „Das sind Panzer, französische Panzer! Verdammt!“

Er springt zur Tür. Zwei schrille Pfiffe, Kommandos – die Soldaten machen sich fertig.

„Behalten Sie die Panzer im Auge, ich werde versuchen, beim Regiment Feuerunterstützung zu bekommen“, sagt er zu Recke. Der Funker schaltet schon am Funkgerät.

„Sie kommen gerade die Straße herauf. Sechs Stück. Große Kästen. Fahren langsam“, meinte Recke.

Endlich hat der Funker Verbindung: „Hier HG K6, Höhe 312, Gegenstelle kommen! – Gegenstelle bitte kommen – kommen!“ Das Regiment meldet sich.

Aufatmend läßt der Hauptmann seine Meldung durchgeben: „Wir werden von sechs Panzern angegriffen! Haben keine Pak⁴²⁾! Erbitte dringend Hilfe. Ich gebe Ihnen die Werte, bleiben Sie am Apparat!“

Er schiebt Recke eine Karte zu: „Sagen Sie mir, wo die Panzer sind und in welchem Planquadrat sie sich befinden!“

Die Panzer haben inzwischen die Straße verlassen und rollen brummend über das Feld. Ihre Kanonen drehen bereits auf das Haus ein. Es wird höchste Zeit.

Ruhig gibt Recke die Werte: „Panzer haben Straße verlassen, biegen auf das Feld ein. Planquadrat C7.“

Günters läßt seine Befehle an die deutschen Batterien im Hinterland funken: „Sperrfeuer auf C7! Sperrfeuer auf C7!“

Die Panzer schwenken ihre Türme

herum und richten ihre Kanonen. Einen Augenblick später klirrt im Osten ein Ton auf, wächst schrillend, steigert sich zu einem kreischenden Heulen – die erste Salve der deutschen Batterien fegt über das Haus hinweg. Unten auf der Wiese, kurz vor den Panzern, schlagen die Granaten ein. Ein donnerndes Krachen – sekundenlang stehen fünf violette Pilze über dem Feld. Feuer- und Stahlfontänen spritzen nach allen Seiten. Pulverdampf und Staubwolken verhüllen die Panzer. Doch dann tauchen sie wieder auf – unversehrt. Die Salve lag zu kurz.

Schon gibt der Hauptmann seine nächsten Befehle: „Feuer vorverlegen! Von Grundrichtung 18 vor, zwei links heraus!“

Plötzlich sausen Panzergranaten um den kleinen Schloßurm. Die Franzosen schießen! Sie scheinen sehr genau zu wissen, wem sie die Größe zu verdanken haben. Deshalb versuchen sie, den Turm vom Dach zu rasieren, bevor sie selbst von den deutschen Batterien hinweggefegt werden. Aber auch sie treffen noch nicht, die Schüsse liegen zu hoch.

Bevor sie ihre Rohre senken, orgelt die zweite Salve der Artillerie heran. Eisen und Steine schwirren um die sechs Panzer. Die Salve liegt gut. Ein Panzer dreht sich ununterbrochen auf einer Stelle – Kettentreffer.

„Wirkungsfeuer!“ gibt Günters durch.

Salve auf Salve heult jetzt über das Haus. Die Granaten wühlen die Wiese um. Die Panzer kurven wild zwischen den Einschlägen. Sie kommen kaum noch zum Schuß.

Plötzlich steht eine gleißende Explosionssonne auf dem Feld: Volltreffer! Eine Granate riß einen Panzer auseinander. Zwei Panzer sind jetzt schon ausgefallen. Da ... eben trifft es einen dritten – eine Granate reißt ihm den Turm weg.

Aber da schlägt eine Panzergranate in das Schloßdach. Vier Meter von dem Turm entfernt.

„Das ist einer, der sich von den andern getrennt hat!“ schreit Recke erregt. „Er steht jetzt in D8!“

„Sperrfeuer auf D8! D8!“ gibt der Hauptmann weiter. Schon schlägt die nächste Panzergranate in das Gebäck ein. Diesmal schon beachtlich näher. Ziegel und Holzstücke sausen durch die Luft. Mit einem widerlichen Pfeifen surren kleine Splitter durch das Fenster. Die beiden Offiziere werfen sich hinter die Sandsäcke. Sie wissen, daß die nächste Granate des Panzers treffen wird. Jetzt kommt es nur noch darauf an, wer zuerst schießt – die deutschen Batterien oder der französische Panzer?

In diesem Augenblick heult eine Salve deutscher Granaten über das Haus. Krachend gehen sie im Planquadrat D8 nieder. Dicht vor dem nahe herangekommenen Panzer schlägt eine Granate ein. Der Koloß steigt langsam in die Höhe, torkelt leicht, kippt auf die Seite – aus!

Die Landser atmen auf: „Gott sei Dank, das ging noch einmal gut!“

Die zwei letzten Panzer scheinen jetzt genug zu haben, sie drehen eilig ab. Zwar schießen sie noch, was die Rohre hergeben, aber die Granaten richten keinen besonderen Schaden an. Günters läßt das Feuer der Batterien einstellen.

Der Feldwebel keucht die Treppe herauf, seine Uniform ist weiß von Kalkstaub. Hustend meldet er: „Herr Hauptmann, drittes Zimmer rechts hat Treffer abbekommen. Granate kam durchs Fenster. Drei Mann leicht, einer schwer verletzt. Sonst keine größeren Schäden. Habe übrigens ein paar Leute rausgeschickt, sollen die Panzer untersuchen und die Besatzungen gefangen nehmen. Die andern sind schon bei den Aufräumarbeiten.“

„Ist in Ordnung!“ antwortet Günters. „Schicken Sie mir nachher einen von den Panzermännern herauf!“

Recke steht am Fenster, und sein Blick geht über die zerwühlte Wiese und bleibt an den zerstörten Panzern hängen. Vier Panzer in sechs Minuten! Er dreht sich zu Günters: „Ich habe den Eindruck, daß hinter der ganzen Geschichte dieser Capitain Dourand steckt. Vielleicht weiß einer der Franzosen etwas davon. Wenn der Kerl die Angriffe auf das Haus leitet, war dies nicht der letzte Kampf um die Höhe 312!“

Es klopft an die Turmtür. Ein Soldat tritt herein, neben ihm ein französischer Panzerfahrer.

„In welchem Panzer saßen Sie?“ fragt Günters den Franzosen.

„In dem auf der Straße da unten. Wir erhielten einen Kettentreffer. Aber mehr kriegen Sie aus mir nicht heraus.“

Der Hauptmann lächelt: „Wir haben euren Angriff abgeschlagen, mehr wollen wir gar nicht.“

Der Franzose beißt an: „Ja, diesen Angriff haben Sie abgewehrt. Aber ich garantiere Ihnen, noch vor Mitternacht gehört das Schloß wieder uns!“

Der Hauptmann lächelt geringschätzig: „Das hat Capitain Dourand auch gesagt. Capitain Dourand ... den kennen Sie doch sicher, wie?“

Wieder fällt der Franzose herein: „Natürlich kenne ich den Capitain. Der hat doch unseren Angriff geleitet! Er wird ...“

„Nun, was wird er?“

Aber der Franzose schweigt jetzt hartnäckig; er merkt, daß er schon zu viel gesagt hat.

„Abführen!“ befiehlt der Hauptmann.

„Habe ich es nicht gesagt?“ schimpft Recke. „Dieser verdammte Capitain steckt dahinter. Nun werden die Franzosen noch einmal angreifen. Wahrscheinlich, wenn es dunkel ist.“

„Wir richten uns auf diesen Angriff

ein. Ich werde die Männer einteilen, daß sofort ein Teil schläft und nach zwei Stunden abgewechselt wird. Die Männer müssen heute nacht frisch und munter sein.“

„Dann werde auch ich mich für zwei Stunden hinlegen. Nachher löse ich Sie ab. In Ordnung?“

„Gut. Suchen Sie sich ein Bett, möglichst ein kugelsicheres!“

Recke lacht und verschwindet. Im nächsten Schlafzimmer sinkt er auf ein Bett und schläft, wie er ist, zwei Stunden fest und tief ...

Am Abend sitzen die beiden Hauptleute wieder im Turmzimmer beisammen. Günters hat mehrfach Verbindung zum Regiment gehabt und die Lage gemeldet. Das Regiment erklärt ihm, er müsse noch bis zum Morgen im Schloß bleiben.

Plötzlich flüstert Recke: „Ich höre Geräusche, hartes metallenes Klirren.“

Beide lauschen in die Nacht hinaus, schauen sich dann fragend an und wissen noch keine Erklärung für das fremde Geräusch.

„Geben Sie mir ein paar Leute, und ich werde draußen nachsehen“, schlägt Recke vor.

Günters willigt sofort ein. Schon verschwindet Recke mit zwei Soldaten durch die Hintertür.

Keine Viertelstunde ist vergangen, als er zurückkommt und berichtet:

„Der zweite Angriff läuft! Panzer und Infanterie! Weil die Franzosen bei Nacht nicht über die sumpfige Wiese fahren können, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, steckenzubleiben, sind sie auf der Schloßterrasse im Anmarsch. Dort aber steht sperrend der abgeschossene Panzer, den sie jetzt versuchen, beiseite zu räumen.“

„Wir sollten versuchen, die Franzosen dort unten bereits bei ihrer Aufräumarbeit zu schlagen.“

„Das dachte ich auch. Wir müssen blitzschnell handeln und überraschend angreifen. Geben Sie mir ein paar Männer, und ich mache das.“

„In Ordnung, wir greifen sofort an – aber nicht ohne mich, lieber Recke, sonst machen Sie noch alles alleine!“

Wenige Minuten darauf verlassen zwei Gruppen zu je fünf Mann mit jeweils einem Maschinengewehr die Hintertür des umkämpften Schlosses. Die rechte Gruppe führt Hauptmann Recke, die linke Hauptmann Günters.

Über die Wiese arbeiten sich beide Gruppen langsam und in weitem Bogen so vor, daß sie schließlich halb hinter dem sperrenden Panzer in der rechten und linken Flanke der eifrig arbeitenden Franzosen liegen. Die beiden MG werden seitwärts zum Feuerschutz in Stellung gebracht. Die übrigen Männer robben langsam an den Panzer heran.

Recke sieht durchs Nachtglas einen Mann auf dem Panzer stehen, der halblaut Befehle gibt.

Günters fragt sich, ob die Franzosen nicht eine Sicherung ausgestellt haben – sehen kann er sie nicht. Jetzt ist es auch gleichgültig. Es ist Nacht – da kann sowieso nur die Überraschung zum Siege verhelfen.

Günters gibt seinen Männern ein Zeichen, nimmt die mit „Weiß“ geladene Leuchtpistole vor, legt sie hoch an und zählt flüsternd zu seinen Männern: „21 – 22 – 23 ...!“

Jetzt knallt die Leuchtpistole – drei Männer werfen zur gleichen Zeit ihre Handgranaten in Richtung auf den Panzer – ein MG rattert los – ein zweites MG, das von Hauptmann Recke – ballert gleich nach – die Franzosen schreien – Befehle werden gerufen – Verwundete brüllen gellend auf – ein französisches MG schießt von weit vorn auf das Schloß – das nächtliche Chaos hat die überraschten Franzosen gepackt.

Aus den Flanken springen die deut-

schen Landser vor, an den Panzer heran. Recke feuert mit der MPI aus dem Laufen. Günters schießt wieder und wieder „Weiß“.

Recke sieht den Schatten vom Panzer springen. Das muß dieser Capitain Dourand sein! – Mit einem Satz ist er hinter dem Panzer und faßt den Franzosen am Uniformrock.

Der Capitain reißt sich herum, schlägt Recke zuerst auf die linke Hand und dann mit einem Faustschlag ins Gesicht. Recke taumelt, aber er schießt im Fallen eine Garbe – trifft den Franzosen in die Beine – der sackt zusammen – liegt still.

Die Franzosen haben keinen Führer mehr. Die Übersicht ist ihnen verlorengegangen, denn die Deutschen kamen nicht aus dem Schloß, gegen das sie ihr MG gerichtet hatten, sondern aus dem Hinterhalt und aus den Flanken. Die Franzosen ergeben sich. Müde lassen sich die Überlebenden ins Schloß schaffen, zwei von ihnen tragen den schwerverwundeten eigenen Capitain in das Haus, das er wiedererobern wollte und in das er nun als verwundeter Gefangener einzieht ...

Vor Tagesanbruch rumpeln drei Lastwagen und ein schwerer deutscher Panzer die Straße herauf: Nachschub. Vor dem beschädigten Panzer auf der Straße halten die Wagen. Ein paar Mann steigen aus und hängen eine Trosse ans Heck des deutschen Panzers, das andere Ende der Stahlkette wird an dem beschädigten französischen Kampfwagen befestigt. Der deutsche Panzer rollt an und zieht den Franzosen von der Straße. Der Weg ist frei.

Die drei Lastwagen halten vor dem Eingangstor und werden von den Verteidigern stürmisch begrüßt. Ein Artilleriebeobachtungskommando und eine Funkbefehlsanlage werden im Schloß eingerichtet. Dafür klettern Recke und Günters mit ihren Leuten auf die Wagen und fahren zurück zum Bataillon.

Der Kampf um die Höhe 312 ist beendet ...

Um neun Uhr meldet sich der Hauptmann beim Bataillon zurück. Mit zwanzig Mann und dreiundzwanzig Verwundeten. Sieben Soldbücher bleiben auf dem Tisch liegen.

„Auftrag wie befohlen durchgeführt!“

Von der Dorfkirche, die der Krieg gnädig übersehen hat, bimmelt ein kleines Glöckchen. Pfingstsonntag. Sonntag auch für den Krieg. Die Soldaten sitzen vor den Häusern auf der sonnenbeschienenen Dorfstraße, rauchen, lachen und schreiben in die Heimat. Der erste Ruhetag nach einem zweitägigen Vormarsch.

Aber nur die Infanteristen haben Ruhe. Luftwaffe und Fernartillerie sind ununterbrochen in Aktion. Von Westen her dringt das Donnern schwerer Bomben und das dumpfe Grollen eines Artillerieduellens herüber.

Der Weg für den kommenden Angriff wird vorbereitet!

Günters setzt sich zu Recke, der vor dem Gefechtsstand auf einem Panzer sitzt.

„Nun, Günters, für heute hätten wir etwas Ruhe. Haben's auch nötig, was?“ Lächelnd reicht er dem Kameraden sein Zigarettenetui.

„Danke!“ Der Hauptmann angelt sich eine Zigarette daraus.

„Aber mit der Ruhe ist es nicht weit her. Hab' da ein unbestimmtes Gefühl!“

Recke reicht ihm Feuer: „Wieso, es ist doch nichts ...?“ Er unterbricht sich selbst: „Da kommt ein Melder, steuert genau auf uns zu. Der Traum ist aus!“

Der Melder salutiert: „Hauptmann Günters zum Kommandeur!“

Günters unterdrückt einen Fluch, und tritt wütend die Zigarette aus. Dann folgt er dem Soldaten und steht nach fünf Minuten wieder an dem Panzer.

„Da haben wir den Salat!“ sagt er zu Recke. „Sechste und neunte Kompanie sollen ein Dorf nördlich Rivière erkunden! Bievre heißt das Kaff. Da steckt sicher auch wieder so eine Schweinerei dahinter. Diese Dörfer sind nämlich alle zur Verteidigung ausgebaut! Kommen Sie mit, Recke?“

„Natürlich!“ grinst dieser. „Wenn Sie mich dabeihaben wollen!“

„Gut, dann los! Die Kompanien sind abmarschbereit.“

„Augenblick noch“, sagt Recke. „Warum bekommen wir keine Panzer mit? Dann ginge doch alles viel leichter!“

„Hab' ich schon alles versucht, hat keinen Zweck. Sie wollen die Panzer nicht unnötig aufs Spiel setzen, es soll eine Menge Pak in dem Dorf stehen.“

„Aber dann schaffen wir allein es erst recht nicht! Schließlich können die Panzer ja auch schießen. Ich werde zum Oberst gehen. Warten Sie einen Moment!“

Bereits nach drei Minuten ist er wieder da: „Ich habe die Panzer! Zwar nur drei, aber das wird wohl genügen. Man muß nur mit den Leuten reden können! So, jetzt aber los!“ lacht er und freut sich, weil er dem alten Oberst drei Panzer ausgespannt hat.

Um drei Uhr erreichen die beiden Kompanien das Dorf. „Bievre – 1 Kilometer“ steht auf einem verbogenen Schild neben der Straße. Die Soldaten stoppen. Die drei Panzer, die schon vorausgefahren sind, stehen rechts des Weges in einem kleinen Wäldchen. Die Kompaniechefs besprechen sich. Sechste Kompanie greift rechts, neunte links der Straße an. Die drei Kampfwagen fahren voraus!

Die Befehle werden erteilt, Melder hasten davon, Kommandos erschallen. Die Züge arbeiten sich beiderseitig der Straße auf das Dorf vor. Die Panzer-

toren dröhnen auf, langsam setzen sich die Kolosse in Bewegung, rollen an den Infanteristen vorbei und übernehmen die Spitze.

Auf einem der Panzer sitzt Recke. Durch das Fernglas des Panzerkommandanten mustert er das Dorf. Es liegt still und scheinbar friedlich in der Nachmittagssonne. Aber diesmal lassen sich die Deutschen nicht täuschen, sie rechnen mit allem.

„Wenn die Franzosen anfangen, mit Pak zu schießen“, meint der Panzerkommandant zu Recke, „werde ich versuchen, mit Höchstgeschwindigkeit die ersten Häuser zu erreichen. Dann kann uns nicht mehr viel passieren!“ Er hängt im Turm seines Kampfwagens und betrachtet aufmerksam das Dorf.

Kaum hat er zu Ende gesprochen, peitscht aus dem Dorf ein scharfer, trockener Schuß. Etwa fünfzig Meter vor dem Panzer schlägt eine Granate in den Boden.

Der Panzerkommandant bleibt ruhig im Turm stehen. Kaltblütig gibt er seine Befehle: „Pak rechts vom Dorfeingang, zwölf Uhr, siebenhundert Meter. Feuer frei!“

Der Kampfwagen steht, und heulend jagt eine 5-cm-Granate aus dem Stummelrohr. Krachend schlägt das Geschloß in ein Haus am Dorfrand. Drei Pak antworten. Die beiden anderen Panzer schießen jetzt ebenfalls. Die Schützen haben sich auf den Boden geworfen. MG hämmern gegen das Dorf.

„Am besten, Sie springen ab!“ rät der Panzerkommandant, der immer noch aus dem offenen Turmluk schaut. „Sonst kriegen Sie eine verpaßt!“

Dicht vor dem Kampfwagen reißt eine Granate ein Loch in die Erde. Dreck und Steine fliegen um den Turm.

„Sieben rechts!“ befiehlt der Kommandant. „Wir müssen sie treffen, bevor sie uns zur Schnecke machen!“

Die nächste Panzergranate trifft, das Geschütz im Dorf schweigt. Sofort

schwenkt die Kanone des Wagens herum und nimmt die nächste Pak unter Feuer. Schon die erste Granate ist ein Volltreffer. Das Geschütz kippt um.

„Gas geben und durchbrechen!“ gibt der Kommandant durch Bordmikrofon durch.

Der Motor heult auf, der schwere Panzer rasselt über das Feld. Sein MG feuert unablässig.

Recke klammert sich an den Turm, fast wird er von dem schaukelnden Wagen abgeschüttelt, so schnell geht die Fahrt.

Endlich erreicht der Panzer die ersten Häuser. Er walzt einige Zäune nieder, reißt einen kleinen Baum um und steht dann mitten auf der Dorfstraße. Aus einem der Häuser prasselt eine MG-Garbe. Die Geschosse schwirren um den Turm. Jetzt springt Recke um den Panzerturm herum, um in den toten Winkel zu gelangen. Da hämmert es auch von der anderen Straßenseite gegen den Panzer.

„Sind Sie verrückt!“ ruft der Kommandant. „Springen Sie ab und stellen Sie sich in einen Hauseingang! Ich gebe Ihnen Feuerschutz!“

Recke springt vom Panzer herunter und läuft auf ein Haus zu. Eine MG-Garbe zwingt ihn zu Boden. Der Panzer rollt zurück und schießt.

Inzwischen steht auch der zweite Kampfwagen auf der Dorfstraße und nimmt die Maschinengewehrner unter Feuer. Der dritte Panzer schlägt sich noch auf dem Feld mit einer hartnäckigen Pak herum.

Die beiden Schützenkompanien haben sich währenddessen vorgearbeitet und stehen nur noch hundert Meter von den ersten Häusern entfernt.

Im Ostteil des Dorfes sind jetzt fast alle MG verstummt. Recke steht in einem Hauseingang. Er hält seine Maschinepistole umklammert und sucht die umliegenden Häuser nach Franzosen ab. Vor ihm steht immer noch der

Panzer und bestreicht die Gebäude mit seinen MG.

Die Schützen haben das Dorf jetzt erreicht und kommen dicht an den Häuserwänden entlang die Dorfstraße herunter.

Hauptmann Günters läuft auf Recke zu. Er springt in den Eingang und ist überrascht. „Sie sind schon hier? Wieder einmal zuerst! Diesmal haben wir aber keinen einzigen Mann verloren! Die Neunte auch nicht, nur drei Verwundete.“

Der Kommandant des ersten Panzers klettert aus dem Turm und stellt sich neben die beiden Offiziere. „Dieser Ortsteil ist gesäubert⁴³⁾. Die Franzosen haben sich bestimmt in den westlichen Teil zurückgezogen. Am besten sammeln Sie erst einmal Ihre Leute, damit wir eine bessere Übersicht bekommen. Mein dritter Wagen hat soeben das letzte Pak-Geschütz am Dorfrand niedergekämpft. Er wird gleich kommen.“ Er zündet sich eine Zigarette an und fährt fort: „Übrigens nahm mein Funker vor zehn Minuten einen Funkerspruch der Division auf. Ein Gefangener ist entflohen. Anscheinend ein interessanter Mann. Man muß ihn unter allen Umständen wieder einfangen, er kann uns sehr schaden. Er soll in diese Richtung entkommen sein. Dourand heißt der Kerl, Capitain Dourand.“

„Dourand? Das ist doch unser Dourand!“ Die Stimme des Hauptmanns klingt erregt. „Ist der verdammte Franzose also schon wieder entwischt! Wenn ich ihn jetzt sehen würde, könnte ich ihn erschießen lassen ...“

„Das würde ich nicht tun!“ wirft Recke ironisch lächelnd ein. „Soviel Schneid imponiert mir!“

Plötzlich rasselt es die Dorfstraße herunter – der dritte Panzer. Seine Ketten klirren auf dem Kopfsteinpflaster. Er hält bei den zwei anderen. Der Kommandant der taktischen Nummer eins ruft dem Kommandanten des dritten

Befehle zu. Dann wendet er sich an die beiden Infanterieoffiziere:

„Sie räumen jetzt am besten die Häuser aus. Dann werden wir uns den westlichen Teil des Dorfes vornehmen. Wir haben da noch einiges zu erwarten. Ich werde mit Nummer zwei vorausfahren. Nummer drei bleibt bei Ihren Leuten und gibt ihnen Feuerschutz.“

Er klettert in seinen Panzer; kurz darauf setzen sich die zwei Wagen in Bewegung. Der dritte bleibt auf der Straße stehen.

Günters gibt Kommandos und geht hinter den Panzern her. Mit den entscherten Gewehren in den Händen folgen ihm seine Schützen. Ein Teil von ihnen sucht die Häuser nach Franzosen durch. Sie finden einige und treiben sie auf der Straße zusammen.

Inzwischen haben die Panzer den Marktplatz des Dorfes erreicht. Langsam rollen die Wagen weiter. Vorsichtig folgen die Soldaten. Alles bleibt ruhig. Leer und ausgestorben liegen die Gebäude in der Sonne. Nur das Klirren der Panzerketten auf dem Pflaster ist zu hören. Aber die Soldaten wissen sehr genau, daß die Franzosen das Dorf noch nicht verlassen haben. So schnell gibt man keine Befestigung auf. Warum schießen sie nicht? Das scheint eine ganz faule Sache zu sein, in die sie da hineingeraten sind.

Der Panzer Nummer eins fährt etwas langsamer und läßt die Nummer zwei vorbeierrollen. Der Kommandant winkt Hauptmann Günters: „Lassen Sie Ihre Leute etwas zurückbleiben. Sicher ist sicher!“

In diesem Moment kracht von der anderen Seite des Marktplatzes der Abschluß einer Panzerabwehrkanone. Schon die erste Granate trifft – sie reißt der Nummer zwei den Turm weg. Dann geht alles sehr schnell. Aus hundert Ecken kracht und blitzt es jetzt über den Platz. Jaulend sausen die Pak-Granaten die Straße herauf.

Panzer Nummer eins schaltet den Rückwärtsgang ein und rollt in Dekkung. Die Schützen werfen sich zu Boden, pressen sich an die Häuserwände, springen in Eingänge. Sekunden später rasseln die deutschen MG.

Auch der Panzerkampfwagen jagt jetzt Schuß auf Schuß in die feindlichen Stellungen. Granate um Granate verläßt das Rohr und findet ihr Ziel. Bereits nach einer Minute ist eine Pak niedergekämpft.

Die Franzosen versuchen jetzt, von der Flanke her anzugreifen. Plötzlich schlagen MG-Garben aus dem Fenster eines Tapetengeschäftes, das dem Panzer genau gegenüberliegt. Der Panzerkommandant reagiert blitzschnell.

Er weiß, daß es sinnlos ist, das MG durch Gegenbeschuß auszuschalten. Bis dahin hätten die Franzosen Zeit genug, sämtliche deutsche Soldaten auf der anderen Straßenseite abzuknallen. Er muß sofort handeln!

Kaum hat er seinen Befehl gegeben, da setzt sich auch schon der eiserne Koloß in Bewegung. Er fährt genau auf das Tapetengeschäft zu. Schon rollt er auf den Bürgersteig, aber er stoppt nicht – stur schiebt er sich auf das zweistöckige Gebäude zu. Da – krachend bohrt sich der schwere Kampfwagen in das Schaufenster, bricht durch, drückt Schutt und Trümmer an die Seite und reißt Wände ein. Holzsäulen stürzen um. Das Donnern verschluckt die Todeseschreie der entsetzten Franzosen.

Nachdem sich die Wolke aus Kalk- und Mörtelstaub verzogen hat, rollt der Kampfwagen zurück. Brummend schiebt er sich aus dem Trümmerberg. Dann steht er wieder auf der Straße.

Den Franzosen steckt der Schrecken in den Gliedern. Von diesem Schock erholen sie sich nicht mehr. Nach und nach verstummt überall das MG-Feuer. Der Feind ergibt sich. Einige versuchen, sich nach Westen abzusetzen. Aber dabei fallen sie den Männern der

9. Kompanie in die Hände, die das Dorf vorsorglich umstellt haben. Alle französischen Soldaten werden auf den Marktplatz gebracht und zum Abtransport zusammengestellt. Die Landser dagegen erholen sich bei einer Zigarette oder einem Schluck aus der Feldflasche. Die Sanitäter verbinden die Verletzten. Für drei Mann aus dem Panzer Nummer zwei kommt die Hilfe zu spät.

Plötzlich erinnert sich der Hauptmann an Recke. Wo ist der denn eigentlich? Zuletzt war er mit ihm im Haus-
eingang zusammen. Sollte etwa ...?

Günters fragt überall nach Recke. Aber niemand kann ihm Auskunft geben. Schließlich macht er sich selbst auf die Suche nach ihm.

Recke ist auf der Suche nach versteckten Franzosen. Dabei kommt er in eine Bäckerei. Sorgfältig sucht er alle Räume im Erdgeschoß ab, denn er weiß, daß der Feind im Rücken sehr unangenehm sein kann.

Gerade als er die Suche beenden will, hört er ein leises, scharrendes Geräusch über sich. Er bleibt einen Augenblick lauschend stehen und schleicht dann die Treppe zum ersten Stock hinauf. Vor einer Tür bleibt er stehen; aus diesem Zimmer mußte das Geräusch gekommen sein. Leise legt er den Sicherungshebel seiner Maschinenpistole um. Dann stößt er entschlossen die Türe auf und – blickt in die Mündung einer Pistole, die ihm ein Franzose entgegenhält:

„Hände hoch!“

Wie in einem Kriminalfilm, denkt Recke, ich werde wohl auch dement-sprechend handeln müssen.

Er reicht dem Franzosen mit der rechten Hand seine MPi, die linke Hand hat er erhoben. Der Franzose deutet mit seiner Pistole ärgerlich in die Ecke, was heißen soll, daß Recke seine MPi dort hinwerfen soll.

Genau das ist der Augenblick, der Recke zum Retter wird.

Der Hauptmann schlägt mit der MPi die Hand des Franzosen mit der Pistole hoch – der Franzose schießt an die Decke – die Linke des Hauptmanns schlägt ihm ins Gesicht – die Pistole fliegt zur Erde – Recke hat den Gegner entwaffnet und führt ihn hinaus auf den Marktplatz.

Unterwegs begegnet er Hauptmann Günters.

„Hier haben wir einen besonderen Vogel. Lassen wir ihn nicht fliegen“, lacht er.

Günters winkt einem Soldaten. „Bringen Sie den Mann zum Sammelplatz!“

Der Gefreite verschwindet mit dem Franzosen.

„Übrigens“, wendet sich Günters an Recke, „es ist alles erledigt. Ich habe Befehl, bis heute abend hierzubleiben. Wir werden uns einen Gefechtsstand suchen.“

Auf der Treppe des Rathauses, vor dem Soldaten eben dabei sind, ein Funkgerät abzuladen, steht der Chef der Neunten.

„Hallo, Günters! Ich habe gerade Befehl vom Regiment bekommen. Ihre Kompanie soll westlich von Monthermé im Franc Bois Stellung beziehen. Sie sollen die Wälder säubern und für den Schutz des Bataillons sorgen, das voraussichtlich gegen Abend hier eintreffen wird!“

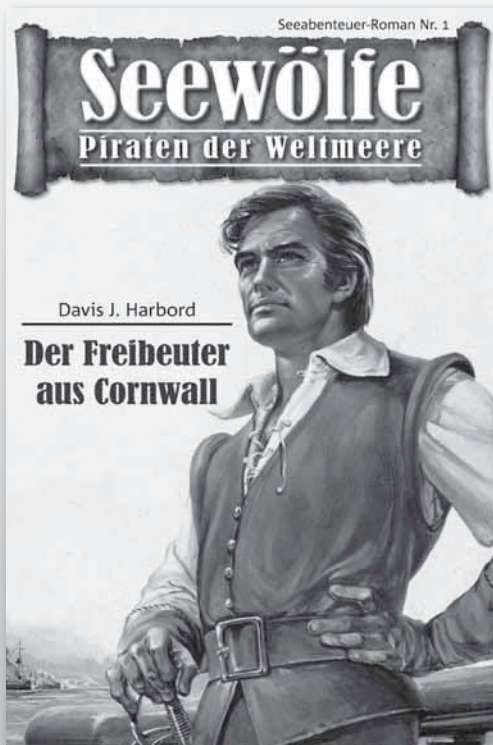
„Ist in Ordnung, wir werden sofort aufbrechen!“

Nach zehn Minuten steht die Kompanie abmarschbereit und verläßt das Dorf in westlicher Richtung unter dem Schutz zweier Panzer.

Gegen sechs Uhr erreichen sie die Wälder des Franc Bois und machen wenig später halt an der Semois, die bei Mortherme in die Maas mündet. Bisher sind sie, außer einigen kleinen Schießereien mit versperrten Franzosen, un-

Der Klassiker unter den Abenteuer-Romanen

als
eBook



Ab sofort als eBook bei den
meisten Internet-Buchhandlungen
zum Download erhältlich.*

Sie sind wieder
da und verset-
zen alle Meere in
Angst und
Schrecken: die
„Seewölfe“!
Unsere Kultserie
mit spannenden
Abenteuern um
Phillip Hasard
Killigrew begeister-
te in den 70ern
und 80ern ein
Millionenpublikum.
Wir erwecken die
Helden von damals
wieder zum Leben.
Lassen Sie sich
entführen in eine
Welt rauher
Haudegen, draller
Dirnen, tollkühner
Freibeuter und
todesverachtender
Draufgänger.
Ein einmaliges,
spritzig-frivoles
Lesevergnügen!

Band 1 jetzt kostenlos!

*Erhältlich für die gängigsten Endgeräte, z. B. für Kindle, iPad, iPhone und viele weitere.
Download unter www.amazon.de, www.libri.de, www.thalia.de, www.hugendubel.de,
www.weltbild.de, im Apple iBookstore und bei vielen weiteren Online-Buchhandlungen.

behehligt geblieben. Ja, es ist sogar auffallend ruhig. Eine Ruhe, die dem Hauptmann nicht gefallen will. Hoffentlich bergen diese dunklen Wälder keine Gefahr.

Nur Recke lacht über alle Befürchtungen: „Machen Sie sich doch nichts vor, Günters!“ sagt er. „Sie wissen doch genausogut wie ich, daß sich ostwärts der Maas kein Franzose mehr befindet. Die sitzen alle in Montherme und setzen alle Hoffnung auf die Maas, wie die Polen es mit der Weichsel getan haben ...“

Gegen Abend trifft das Bataillon ein und enthebt die einsame Kompanie dieser Sorge. Panzer, Zugmaschinen, Haubitzen, Raupenschlepper, Artillerie, Spähwagen, Flak, Transportwagen, gepanzerte Mannschaftswagen, Funkstationen, Sanitätsstaffeln und Schützenkompanien – alles verschwindet in den Wäldern des Franc Bois.

Irgendwo im Wald liegt der Bataillonsgefechtsstand. Ein graues Zelt. Davor ein Posten mit geschultertem Gewehr.

Um Mitternacht wird der Hauptmann zum Bataillonskommandeur gerufen.

Hoch aufgerichtet steht der Oberstleutnant hinter einem mit Karten bedeckten Tisch. Einen Augenblick betrachtet er den eben eingetretenen Hauptmann. Dann geht er ohne Umschweife auf sein Ziel los:

„Hören Sie, Günters, ich weiß, daß Ihre Kompanie und auch Sie sehr schwer beansprucht worden sind. Sie haben sich und Ihre Männer nicht geschont. Wir erkennen das an. Morgen liegt wieder ein schwerer Tag vor uns: der Durchbruch durch die Maaslinie und der Übergang über die Maas. Unser Bataillon hat den Abschnitt bei Montherme zugewiesen bekommen. Wegen der Beschaffenheit des Geländes können wir nur zwei Kompanien ansetzen, die den Übergang auf Schlauchbooten

erzwingen sollen. Montherme gehört zur Molion-Stellung und ist wahrscheinlich gut ausgebaut. Es wird also nicht leicht werden. Die Division hat uns zwar Stuka-Hilfe versprochen, aber trotzdem kommt es gerade hier auf den Mut des einzelnen Mannes an. Wir müssen also unsere besten Kompanien einsetzen. Das ist Ihre und die Neunte. Ich weiß, was ich von Ihnen verlange, aber es ist nun mal nicht zu ändern. Wir müssen vorwärts!“

Günters winkt ab: „Jawohl, Herr Oberstleutnant. Die sechste Kompanie wird marschieren.“

Der Oberstleutnant lächelt. Er streckt dem Hauptmann die Hand hin: „Danke, Günters, ich wußte, daß ich mich auf Sie verlassen kann. Gute Nacht!“

Langsam und nachdenklich geht der Hauptmann zu seinem Zelt zurück. Am nördlichen Nachthimmel blitzt und zuckt es, grollender Donner dringt herüber. Dort schießen sie: bei Namur, bei Givet, bei Dinant ...

Und morgen sind wir wieder dran, denkt der Hauptmann. Das wird der schwerste Kampf werden.

Seine Männer liegen auf dem Waldboden und schlafen den traumlosen Schlaf der Erschöpfung. Weiter unten im Wald rattern Motorsägen. Pioniere sind dabei, Baumhindernisse zu beseitigen. In den Schneisen, die nach Westen gerichtet sind, liegen die Sicherungsmannschaften hinter den MG.

Dort fließt die Maas. Dahinter liegt Montherme mit seinen Bunkern und seinen Befestigungsanlagen, mit seinen Geschützen und Granatwerfern, mit seinen MG und seinen Handgranaten. Und hinter ihnen die französischen Soldaten, denen man gesagt hat: „Die Deutschen dürfen die Maas nicht überschreiten!“ und die nur eines wissen: „Die Deutschen werden die Maas nicht überschreiten!“

Das also ist die Maas, denkt der

Hauptmann. Morgen werden wir auf der anderen Seite sein!

Dann wendet er sich seinem Zelt zu.

Durch den nächtlichen Wald schleicht eine Gruppe von Soldaten. Sie soll sich an die Brücke bei Montherme heranmachen und erkunden, ob sie noch benutzbar ist. Seit einer Stunde schon sind sie unterwegs, und eben jetzt haben sie das Ufer erreicht, das von den scharfen Felsen der „Quart fils Aymon“ zweihundert Meter tief auf das dunkle Band der Maas herabfällt.

Auf der Halbinsel, die der Bogen der Maas an dieser Stelle bildet, liegt das Städtchen Montherme, ein kleines, göttverlassenes Provinznest, das jetzt, wo es seine viertausend Einwohner verlassen haben, noch einsamer, noch öder geworden ist. Kein Licht auf der ganzen Halbinsel, kein Laut und keine Bewegung zwischen den Häusern.

Die Soldaten aber, die oben auf den Felsen der „Quart fils Aymon“ liegen und mit Nachtgläsern in die Stadt hineinstarren, wissen es besser. Sie sehen genau die dunklen Gestalten, die sich schemenhaft, lautlos in den dunklen Straßen bewegen. Nichts entgeht ihnen, die abwartend oben auf den Felsen liegen und auf eine Gelegenheit warten, unbemerkt an der steilen Felswand hinunter in das Maastal zu steigen.

An der äußersten Spitze der Halbinsel, wo die Maas die Semois aufnimmt und ihre Wogen, abprallend vom „Roche à sept heures“, nach Westen strömen, um gleich darauf wieder nach Süden zu fließen, dort liegt „ihre“ Brücke. Die Straßenbrücke, die nach Hargnies führt. Die Brücke, die so wichtig für den morgigen Angriff ist.

Weiter oben, im Stadtteil La Val Dieu, führen in der Nähe des Bahnhofes noch Brücken über den Semois. Sie sind allerdings nicht so wichtig wie die Straßenbrücke oder die Brücke bei Les

Vanelles, die die Eisenbahnverbindung nach Sedan herstellt.

„Los jetzt!“ flüstert der Feldwebel, der die kleine Gruppe führt. „Wir steigen ab und sehen uns die Brücke aus der Nähe an!“

In diesem Moment kracht der Donner einer Explosion durch das nächtliche Maastal. Eine glühende Rauchwolke schießt zu den Felsen des Quatre fils Aymon empor, Steine und Zementbrocken wirbeln durch die Luft. Knirschend bricht die schwere Brücke zusammen, schäumend fluten die dunklen Wogen der Maas über die zerbrochenen Pfeiler hinweg.

Ehe sich die Soldaten von der Überraschung erholt haben, brüllen auch in den anderen Stadtteilen Explosionen auf: die Eisenbahnbrücke bei Les Vanelles, die Übergänge über den Semois und die Eisenbahnbrücke bei Laifour.

„Hat keinen Zweck mehr“, sagt der Feldwebel. „Am besten machen wir uns auf den Rückweg!“

„Alle Brücken sind zerstört, sagten Sie?“ fragt der Oberstleutnant den Feldwebel, als dieser ihm nach der Rückkehr Meldung macht. „Dann bleiben uns nur noch die Boote. Aber wir werden es auch so schaffen!“

Im Morgengrauen des folgenden Tages, am 13. Mai, arbeitet sich ein Panzerspähwagen hinauf zum „Roche à sept heures“. Dicht am Abgrund hält er. Der Bataillonskommandeur und seine Kompaniechefs entsteigen ihm. Geländeeinweisung. Drüben, auf der anderen Seite, liegen die Bunker und Verteidigungsanlagen des Feindes. Ob er etwas ahnt?

Die Frage scheint Montherme selbst beantworten zu wollen – es ist alles ruhig. Leer und verlassen erscheint der ganze Ort. Oder?

Die Offiziere oben auf dem Felsen, die mit ihren Gläsern die Ufer der Maas

absuchen, wissen es besser. Sie wissen, daß hinter den scheinbar willkürlich in Gärten und vor den Häusern unterbrochenen Drahthindernissen Bunker an Bunker liegt. Sie wissen ferner, daß die Maasstellung die Verlängerung der Maginotlinie darstellt und daß die Franzosen mit allen Mitteln versuchen werden, sie zu halten.

Der Oberstleutnant verliest noch einmal den Divisionsbefehl: „Die Division überschreitet heute um 16 Uhr die Maas beiderseits der Maasbrücke von Montherme. Den Angriff eröffnen Kompanien des III. Bataillons nach Vorbereitung durch Artillerie und Sturkkaeinsatz.“

Das also ist der Befehl. Wir werden ihn folgendermaßen ausführen: Die ‚Sechste‘ rechts der Brücke, die ‚Neunte‘ links davon. Die zehnte Kompanie bleibt in Reserve.“

Der Kommandeur deutet hinüber nach rechts, wo die Steilwand der „Siebenstunden“ in die leicht geneigte Fläche des „Envelope“ übergeht. „Dort wird das Bataillon den Abstieg vornehmen. Es wird nicht leicht sein, aber es ist die einzige Möglichkeit! Von da aus suchen Sie Schutz hinter den Häusern auf dem diesseitigen Ufer und setzen dann um 16 Uhr über die Maas. Die Schlauchboote werden Ihnen vorher von den Wagen gebracht.“

Nach dieser kurzen Besprechung steigen die Offiziere wieder in den Panzerspähwagen, in Gedanken immer noch an den Ufern der Maas.

Während der Wagen durch den Wald zurückfährt, fliegen in den Bereitstellungen des Bataillons die Tarnungen von den Fahrzeugen. Die letzten Handgriffe werden getan, die Transportwagen und Panzer werden aufgetankt, die MG geladen, die Fla-Geschütze aufmunitioniert. Es kann losgehen!

Die Motoren brummen auf, langsam rollt die lange Kolonne des Bataillons zur Maas.

Das Verhängnis von Montherme hat seinen Anfang genommen. Das Verhängnis der Franzosen? Oder das der Deutschen? Wer kann es wissen? Man kann nur hoffen!

„Was sagen Sie da, Mann?“ stößt der französische Abschnittskommandant von Montherme hervor und sieht den Luftbeobachter, der gerade von einem Aufklärungsflug zurückgekehrt ist, entsetzt an.

„Jawohl, die Straße nach Hargnies ist voll von deutschen Fahrzeugen und Panzern. Der ganze Grenzwald steckt voller Flak. Sie zwangen mich, sofort wieder abzudrehen.“

„Wo war das?“ unterbricht ihn der Colonel-Lieutenant erregt. „Zeigen Sie mir das auf der Karte!“

Dann springt er ans Telefon, gibt Zahlen durch, schreit Befehle, buchstabiert Kennworte.

Die Kommandostelle der Maasverteidigung in Sècheval setzt diese Anrufe in Zahlenreihen und algebraische Werte um.

In der französischen Batteriestellung im Bois Hutin reißen diese Zahlenreihen den Artillerieoffizier vom eben begonnenen Frühstück weg.

Um 11.16 Uhr fahren die ersten französischen Granaten aufbrüllend in die „Felsen zur siebten Stunde“ ...

„Es ist soweit!“ holt der Oberstleutnant tief Luft. „Der Kampf um Montherme hat begonnen.“

Unaufhörlich krachen die Granaten in den Bereitstellungsraum des Bataillons. Irgendwo von Westen her sausen sie pfeifend heran, bohren sich heulend in den Boden und krepieren in einer schmutzig-giftigen Wolke. Sie wühlen die Wiesen um, fällen die Bäume im Wald und bringen die wenigen Häuser von Bas Buttes zum Einsturz.

Und dazwischen liegen die Soldaten und warten auf den Angriffsbefehl. Immer wieder sehen sie auf ihre Uhren. Wie langsam die Zeit doch verrinnt! Wenn es doch schon 16 Uhr wäre!

„Wenn doch erst unsere Artillerie zu schießen begänne! Sie würde es denen da drüben schon zeigen.“

„Oder wenn doch endlich die Stukas kämen und die Bereitstellung in Grund und Boden stampfen!“

Immer wieder schauen sich die Soldaten um und suchen den blauen Himmel ab. Aber nichts! Kein Stuka läßt sich sehen. Auch die Artillerie schweigt.

Dann wieder der unruhige Blick auf die Uhr. Wenn es doch endlich soweit wäre! Es ist schrecklich, tatenlos im Gras liegen zu müssen und abzuwarten, bis der Zeitpunkt zum Angriff näherrückt. Man rechnet sich seine „Chancen“ aus, erwägt, daß die Franzosen nicht in die Bataillonsstellung einsehen können und gezwungen sind, nach der Karte zu schießen, weiß aber auch, daß sie, wenn es so weitergeht, bald das ganze Gelände umgepflügt haben werden.

Plötzlich – ein helles, gefährliches Summen hinter uns! Über ihnen, dann irgendwo weit vor ihnen das Donnern der Explosion: Die eigene Artillerie. Der Jubel der Soldaten begleitet die westwärts fliegenden Granaten: „Endlich!“

„Feuer!“

In den rückwärtigen Batteriestellungen reißen die Ladekanoniere die rauhenden Verschlüsse auf.

„Feuer!“

Die Granaten verlassen heulend die heißen Rohre.

„Feuer!“

Die Richtschützen drehen die Rohre auf das neue Ziel.

„Feuer!“

Die Artillerieoffiziere geben die Werte durch.

„Feuer!“

Ein Orkan aus Feuer und Rauch wälzt sich über die Halbinsel von Montherme. Krater fliegen auf und werden durch den nächsten Einschlag wieder zugeschüttet. Eben entstandene Rauchsäulen werden in nichts auseinandergeblasen, Häuser stürzen zusammen und brennen. Das Wasser der Maas gischtet auf unter dem Einschlag zu kurz geschossener Granaten.

Oben auf der Spitze des „Roche à sept heures“ sind Kanonenpanzer aufgefahren, jagen ihre schweren Geschosse hinunter auf Montherme und rollen nach jedem Schuß zurück in Deckung.

„Toll, wie die schießen!“ sagt Hauptmann Kecke. „Da unten lebt jetzt keine Maus mehr. Vollständig umgegraben, die ganze Halbinsel!“

„So schlimm ist das auch wieder nicht“, stoppt Günters die Zuversicht seines Kameraden. „Sicher, sie schießen gut. Sie mögen die Häuser und vielleicht auch die Flak-Stände zusammenschießen, aber die Verteidigungsanlagen unter der Erde erreichen die Granaten nicht. Wenn die Franzosen Mumm haben, bleiben sie ruhig in ihren meterdicken Bunkern sitzen und warten seelenruhig ab, bis sie dran sind. Nein, da können nur Stukas etwas ausrichten. – Im übrigen müssen wir uns jetzt fertigmachen, es ist soweit.“

Die beiden zum Angriff bestimmten Kompanien und die Reserveeinheit stehen abmarschbereit vor dem Wald, dessen oberer Rand unmittelbar an die Steilwand der „Siebenstunden“ grenzt.

Sie gehen sofort los und haben nach fünfzehn Minuten den Wald durchquert. Endlich haben sie den Grat erreicht, und der Abgrund tut sich vor ihnen auf. Das ist die Steilwand des „Roche à sept heures“, an der sie in das Maastal hinunterklettern müssen.

Schön ist das gerade nicht! denkt der Hauptmann der „Sechsten“. Wie auf

einem Präsentierteller werden wir auf der kahlen Steilwand sitzen!“

Während er nach der günstigsten Stelle für den Abstieg sucht, läuft Recke schon den Hang hinab. „Los, Männer“, reißt er die Entschlossensten mit, „wir müssen alle runter. Je eher, desto besser!“

„Warum so eilig in den Heldentod?“ grinst Günters. „Wartet noch ein paar Sekunden und wir können spazierengehen!“

Und wirklich – er geht nach wenigen Augenblicken langsam und gemütlich den Steilhang hinunter, so ruhig, als gehe er abends über den Kurfürstendamm und nicht einem brodelnden Hexenkessel entgegen, der vor einer halben Stunde noch Montherme hieß.

Die Soldaten oben auf dem Felsen halten den Atem an und sehen schon im Geist die Maschinengewehrgarben, die im nächsten Moment in den Abhang schlagen und den Hauptmann mit sich reißen.

Der aber weist nur lächelnd hinunter nach Montherme, und dann sehen sie es alle: Ein gnädiger Windhauch hat den Qualm und Rauch des beschossenen Städtchens an der Wand der „Siebenstunden“ hinaufgetrieben und den ganzen Berg so verdeckt, daß er weder von den Beobachtungsstellen auf den jenseitigen Höhen noch aus den Bunkern von Montherme gesehen werden kann.

Aufatmend folgen die Soldaten ihrem Chef und steigen den Hang hinab.

Bald darauf stehen sie auf der Uferstraße von La Rova und schleichen gebückt auf die ersten Häuser des diesseitigen Ufers zu, während sich oben auf dem Berg die „Neunte“ über den Rand des Abhanges schwingt und auch noch den Schutz des Rauchvorhanges ausnutzen kann.

Auf der Uferstraße stehen schon die gepanzerten Transportwagen mit den Floßsäcken und warten auf die beiden Kompanien. Ihren Stahlplatten haben

die MG-Garben, die aus den Bunkern des jenseitigen Flußufers herüberpfeifen, nichts ausgemacht.

Die Männer hängen sich in die Seile und – hau ruck! – heben die Boote von den Ladeflächen und legen sie auf die Straße. Brummend machen die Wagen kehrt und rollen die Uferstraße zurück.

Günters und Recke besichtigen inzwischen den Bereitstellungsraum der sechsten Kompanie. Man hat eine Straße dazu ausgesucht, die fünfzig Schritte von der Maas verläuft.

„Sehr günstig ist das gerade nicht!“ brummt Günters. „Erstens ist sie so eng, daß immer nur eine Gruppe mit ihrem Boot durchlaufen kann, und zweitens wird sie auch noch durch eine Treppe unterbrochen, deren Geländer zu allem Überfluß in der Mitte steht. Wir müssen die Boote immer erst darüber hinwegheben. Das merken die da drüben ja auch, und sie können hier schön reinschießen!“

Er wendet sich an den Leutnant, der neben ihm steht: „Hören Sie, Baums! Lassen Sie die Kompanie hierherkommen und Deckung nehmen. Alles fertigmachen! Sofort nach dem Stukaangriff, der jeden Augenblick erfolgen muß, greifen wir an. Zuerst die Gruppe von Feldwebel Reidt, dann Sie mit Ihrer Gruppe. Das andere gebe ich dann bekannt.“

Neben den beiden hält ein Kradmelder: „Herr Hauptmann, Meldung vom Bataillon!“

Günters nimmt den Zettel und liest. Er wird bleich. Dann wendet er sich an Leutnant Baums und sagt ruhig: „Die Stukaunterstützung ist abgesagt – die Maschinen werden anderswo dringend gebraucht. Es bleibt trotzdem wie befohlen, wir werden es schon allein schaffen. In zwanzig Minuten – um 16 Uhr – greifen wir an. Sagen Sie das den Leuten!“

Die Männer der Kompanie tragen ih-

re Schlauchboote in die Straße und legen sich neben die Wulste. Waffen und Paddel liegen griffbereit in den Booten. Die letzten Anweisungen werden gegeben.

Wieder geht die Zeit unendlich langsam vorüber. Noch fünf Minuten!

Der Hauptmann betrachtet das jenseitige Ufer durch sein Glas. Er kann nichts erkennen. Keine Bewegung.

Er dreht sich um: „Gruppe Reidt – fertig?“

„Gruppe Reidt – fertig!“

„Dann los! Auf! Marsch, marsch!“

Die Männer reißen das schwere Boot hoch, laufen geduckt die Gasse hinunter. Erst noch die Treppe – da ist das Geländer. Hoch das Boot! Der erste Mann knickt plötzlich zusammen, rollt die Treppe hinunter. Der nächste greift zum Geländer – will sich halten – zu spät – torkelnd kippt er vornüber.

Wieder pfeift eine Garbe vom anderen Ufer die Gasse hinauf. Fast überhört man das Jaulen der Geschosse im Toben des Artilleriefeuers, das auf Montherme liegt.

Die Soldaten lassen das Boot fallen, werfen sich in Deckung. Der Feldwebel springt die Treppe hinunter, reißt die Verwundeten hoch, schleift sie zurück hinter die Hauswand. Keine Sekunde zu früh, die nächste MG-Garbe reißt die Steine auf, wo er eben noch stand.

„Verflucht!“ tobt der Hauptmann. „Was ich geahnt habe! Es ist heller Wahnsinn, hier kommt keine Maus mehr zum Fluß! Müssen es woanders versuchen. Melder!“

„Herr Hauptmann?“

„Fahren Sie sofort los! Rechtes Flußufer nach neuer Übergangsstelle absuchen! Dalli!“

Der Landser schwingt sich auf seine Maschine und rast davon, die Uferstraße hinauf. Kaum hat er die Deckung der Häuserreihe verlassen, da bellt es auch schon auf der anderen Seite. Sofort hat der Hauptmann sein Glas an

den Augen. Wo sitzen die Kerle eigentlich? Ah, da drüben! Das Fernglas rückt das Ufer näher. Da ist ein Eckhaus, rechts neben der Brücke. Sieht nach Café aus. Davor eine kleine Terrasse. Dort hat es vorhin aufgeblitzt. Der Hauptmann hat es deutlich gesehen. Aber jetzt ist wieder alles still, nichts bewegt sich. Ob er sich getäuscht hat? Aber was ist das? Der alte Lappen vor dem Kellerfenster bewegt sich. Was ...?

Da blitzt es auch schon auf, aus diesem Kellerfenster, hinter diesem alten Lappen. Dicht über dem Hauptmann schlagen die Garben in die Hauswand. Steine und Kalk prasseln herab. Da ist also ein Bunker!

Sein Entschluß ist gefaßt: „Panzer! Panzer hierher!“

Sein Ruf wird aufgenommen und sofort weitergegeben. Nach wenigen Minuten hört man das Rasseln der Panzerketten auf der Uferstraße.

Und dann kommen sie. Brummend fahren sie durch das Feuer der Franzosen, die merken, daß es ihnen jetzt an den Kragen geht.

Drohend fahren fünf Panzer am Ufer auf, einer rollt bis zur Brücke und dreht seine Kanone auf das Eckhaus ein.

Und dann geht es los. Schuß auf Schuß! Auf das Eckhaus! – Auf die Brückenrampe! – Auf alle Häuser, deren Front zum Ufer zeigt!

Nach wenigen Sekunden beginnt zu brennen, was die Granaten der Artillerie stehengelassen haben. Viel ist es nicht mehr, aber es genügt, um fünf Panzer fünf Minuten lang zu beschäftigen.

Währenddessen haben die Männer der „Neunten“ einen Übergangsversuch unternommen. Aber auch ihre Boote bleiben zerschossen auf dem sandigen Ufer der Maas liegen. Auch sie suchen nach einem neuen Übergang.

Recke hat einen Torbogen entdeckt, der bisher nicht unter Feuer genommen worden ist. Man könnte von diesem

Torbogen aus einen Transformatoren-turm erreichen, der dicht am Ufer steht. Er ist zwar nur klein, aber einem Stoßtrupp würde er genügend Deckung gewähren.

Der Hauptmann will es versuchen. Einige Männer finden sich bereit, mitzumachen. Sie nehmen ein Boot und schleichen sich in den Torbogen. Einen Augenblick warten sie. Rechts von ihnen stehen die Panzer und jagen ihre Granaten ans andere Ufer. Der Moment scheint günstig. Recke gibt ein Zeichen. Die sechs Mann laufen los.

Das kurze Stück über die Straße – bis jetzt scheinen die Franzosen noch nichts gemerkt zu haben – jetzt den Abhang hinunter – da ist der Transformator-turm. In diesem Moment bellt es gegenüber auf, die Garben schlagen scheppernd gegen die Blechverkleidung des Turmes. Aber zu spät – die Soldaten liegen in der schützenden Deckung. Sie liegen aber auch nur da. Mehr können sie nicht tun. Wenn sich auch nur ein Helmstückchen zeigt, schwirren die Geschosse um den Turm.

Wieder sind sie zur Untätigkeit verdammt.

Recke weiß, woher er beschossen wird. Da drüben in der Auffahrt zur Brücke sind Schießscharten – da müssen die Franzosen stecken. Er winkt zum Torbogen hin. Die Soldaten zwischen den Häusern verstehen. Sie loten einen Panzer heran, der durch den engen Torbogen fährt und neben dem Trafوهاus hält.

Der Panzerkommandant öffnet ein wenig das Turmluk. Recke ruft ihm die Ziele zu. Der Kommandant nickt. Das Turmluk schließt sich. Die Panzerkanone zeigt auf die Straßenauffahrt zur Brücke. Dann jaulen die Granaten hinüber.

Minuten später schießt es aus keiner Schießscharte mehr.

Der Panzerleutnant öffnet die Klap-

pe, er grinst befriedigt: „So, nun los! Die schießen nicht mehr!“

Aber er hat sich getäuscht. Denn als Recke mit seinen Leuten das Boot aufnimmt und hinter dem Turm hervor- kommt, um zum Fluß hinunterzulau- fen, pfeifen die MG-Geschosse so dicht um den Turm, daß der Leutnant im Panzer erschreckt die Klappe über sich zufallen läßt. Aber so schnell wie der Leutnant in seinen Panzer, so schnell kam Recke mit seinen Soldaten nicht wieder hinter den Turm. Nicht nur das Boot wird zerschossen, sondern auch einer der Soldaten trägt einen Durch- schuß im Oberschenkel davon.

Dann merken die Soldaten hinter dem Turm und der Leutnant im Panzer: Die Schießscharten in der Brückenauf- fahrt waren nicht echt gewesen – auf- gemalte Bilder und eingehauene Lö- cher. Die richtigen Scharten sind an anderer Stelle. Recke und der Leutnant im Panzer wissen noch nicht, wo.

Der Panzer rollt hinter den Turm, und die Soldaten legen den Verwunde- ten auf das Heck. Dann rollt der Kampfwagen langsam rückwärts auf das Tor zu.

Recke muß mit seinen vier Mann hin- ter dem Turm liegenbleiben und war- ten, bis der Panzer zurückkommt und sie aus der üblen Lage befreit ...

Inzwischen ist der Melder zurückge- fahren und hat Hauptmann Günters mitgeteilt, daß diese Stelle für einen Übergang die einzig mögliche sei. Gün- ters flucht nicht schlecht, weiß er doch, daß er hier nicht weiterkommt und un- tätig zusehen muß, wie der Angriff mit seinem Schwung versandet.

Auch die Panzer können ihm nicht helfen, obgleich er mittlerweile die La- ge aller Bunker festgestellt und auf sei- nen Karten eingezeichnet hat. Zu we- nig zeigen diese Bunker zur Uferseite, zu geschützt vor Direktbeschuß sind sie

durch Erdwälle und Betonbauten. Man müßte sie von oben ...!

Das ist die Idee! Von oben!

„Funker!“

Hastig jagt der Funker den Spruch über die Morsetaste: „An vereinbarter Übergangsstelle – feindliche Bunker erkannt – erbitte Hilfe durch Steilfeuer!“

Minuten später jagt ein Infanteriegeschütz auf dem Felsen des „Roche à sept heures“ seine Granaten auf Montherme hinab. Diesmal keine Feuerwalze, sondern gezielt, Schuß auf Schuß. Es wird auch allerhöchste Zeit, denn die französischen Batterien haben ihr Feuer vom Bereitstellungsraum des Bataillons verlegt und wenden sich jetzt dem Ostufer der Maas zu. Schon geht die erste Salve zwischen den Häusern von La Rova nieder. Und hier sind keine Betonbunker und Unterstände, die die Deutschen schützen können.

Eben will der Hauptmann den Übergang noch einmal versuchen – die Männer der zweiten Gruppe liegen schon sprungbereit neben ihrem Boot –, als er den Befehl zurückzieht und volle Deckung befiehlt. Dann geht er langsam und vorsichtig die Gasse hinunter, bis zur Treppe, bleibt einen Augenblick stehen und geht dann weiter – bis fast ans Ufer. Die Soldaten reißen die Augen auf. Was ist denn das? Da schießt ja keiner mehr!

Günters kommt zurück, seine Vermutung hat sich bestätigt, die Bunker rechts der Brücke scheinen vernichtet zu sein. Jetzt erst läßt er seine Männer aus der Deckung und befiehlt den Übergang.

Die Männer reißen ihre Boote hoch. Gruppe auf Gruppe läuft zum Fluß, die Boote knallen aufs Wasser, die Soldaten springen hinein, greifen zum Paddel, rudern los.

„Zu-gleich! Zu-gleich!“ keuchen die Männer. Sie treiben ihre Boote mit schnellem Schlag über die Maas. Ein

paar vereinzelte Garben zischen vor ihnen ins Wasser. Nur schnell! Nur keine Zielscheibe denen da drüben in den Bunkern bieten!

„Zu-gleich! Zu-gleich!“

Die Knöchel der Hände werden weiß, Schweiß rinnt den Männern über die Stirn. Unheimlich zerrt die reiße Strömung an dem schwerfälligen Boot.

„Zu-gleich! Zu-gleich!“

Bald sind sie drüben. Die MG-Schützen ziehen die Spannhebel zurück. Noch ein Ruderschlag. Sie sind da.

Deutsche auf dem jenseitigen Ufer der Maas! Deutsche in Montherme! Die Maasstellung, die große Hoffnung der Franzosen, ist durchbrochen!

Um 18.23 Uhr am 13. Mai 1940.

Aber den Soldaten bleibt keine Zeit zu selbstzufriedenen Überlegungen.

Noch ist Montherme nicht in ihrer Hand, noch werden sie erbittert kämpfen müssen.

Die Maschinengewehre werden am Ufer in Stellung gebracht und nehmen die Häuser unter Feuer. In ihrem Schutz geht die Kompanie mit den Gewehren und Maschinepistolen in den Händen vor. Die Pioniere treiben unterdessen die Boote über den Fluß zurück, um die anderen herüberzuholen.

Während die ersten deutschen Stoßtrupps im schmalen Keil in Montherme eindringen, werfen die Boote neue Trupps, neue Waffen und Geräte auf das jenseitige Ufer.

Die 9. Kompanie, der der Übergang in ihrem Abschnitt bisher nicht gelang, schickt ebenfalls ein Boot an der Übergangsstelle der „Sechsten“ über die Maas. Die Besatzung dieses Bootes hat den Befehl, das Ufer an dem Übergangsstreifen der „Neunten“ zu säubern, um auch dieser Kompanie die Landung im vollen Umfang zu ermöglichen.

Dieses Boot aber treibt unglücklicherweise ab und schlägt gegen die Pfeiler der gesprengten Brücke. Ein

zweites Boot, das dem ersten zu Hilfe kommen will, bleibt ebenfalls an der Brücke hängen. Alle Versuche, die Boote wieder flottzumachen, scheitern an der starken Strömung.

Da kommt der Befehl vom Ufer, die Boote liegenzulassen. Man hat nämlich gemerkt, daß die gesprengte Brücke im toten Winkel der noch schießenden Bunker liegt. Warum sich in den Booten mit der Strömung herumärgern, wenn es viel bequemer geht!

Also werden noch mehr Boote gegen die Brücke getrieben und mit Stricken untereinander verbunden – fertig ist die Notbrücke. Unbeschadet erreichen die Landser auf ihr das andere Ufer.

Hauptmann Günters ist inzwischen mit seinen Soldaten in Montherme eingedrungen, kann aber nicht weiter, weil das deutsche Artilleriefeuer noch auf der Stadt liegt. Er läßt die Feuerwalze vorverlegen. Dann dringt er tiefer in die Straßen des zerschossenen Ortes ein. Er gönnt sich und seinen Soldaten keine Ruhe. Montherme gehört ihnen erst, wenn sie es ganz genommen haben, wenn sie den jenseitigen Stadtrand erreicht haben!

Aber davon sind sie noch weit entfernt, so schnell geben die Franzosen nicht auf!

„Los, vorwärts!“

Der Hauptmann schreit es heraus, schreit es hinein in die brennenden Häuser.

„Vorwärts und durch!“ reißt sein heller Ruf die erschöpften Soldaten mit sich. Es hat ihn gepackt, das Fieber des Stürmens. Endlich wieder vorwärts nach den qualvollen Stunden des untätigen Wartens.

Das ist keine Tollkühnheit, kein Draufgängertum, das die Soldaten mit entschlossenem Schwung in das brennende Montherme treibt. Das ist kalte Berechnung, nüchterne Überlegung und eiserne Erfüllung der Notwendigkeit.

Sie müssen Montherme genommen haben, müssen die Franzosen werfen, bevor die sich zum Gegenstoß sammeln können.

Und so stürmen sie los. Da ist noch ein Bunker, aus seinen Scharten blitzt es auf. Die MG-Schützen, die auf der Uferböschung in Stellung gegangen sind, jagen ein paar Feuerstöße hinein. Aus!

Günters ist mit seinen ersten Männern schon weit in die Stadt eingedrungen. Bisher ist es noch gutgegangen. Plötzlich aber erhalten sie Beschuß aus der rechten Flanke. Einen Augenblick überlegt der Hauptmann: weiter oder erst säubern? Dann denkt er an die Nachfolgenden und entschließt sich, das Widerstandsnest auszuheben.

Aber das ist leichter gesagt als getan. Zuerst muß man wissen, wo es sich befindet. Das weiß bis jetzt weder der Hauptmann noch seine Soldaten, die hinter einem Trümmerhaufen Deckung gefunden haben.

Günters hebt sein Glas. Auf der anderen Straßenseite muß es sein. Höchstwahrscheinlich in einem Keller. Er beugt sich etwas weiter vor. Sofort kracht es drüben. Dicht vor dem Hauptmann schlägt es in die Trümmer. Woher, weiß Günters nicht. Jedenfalls doch nicht aus dem Keller.

„Herr Hauptmann“, schiebt sich der Gefreite Karst neben ihn. „Ich hab's gesehen. Es ist ein etwas erhöht liegender Bunker zwischen den beiden gegenüberliegenden Häusern. Man kann ihm von hier aus schlecht beikommen. Man müßte schon rüberkriechen und es mit einer geballten Ladung⁴⁴⁾ versuchen. Geben Sie mir bitte Feuer-schutz!“

Geschick läuft der Gefreite über die Straße, wirft sich an die Hausmauer und schiebt sich langsam bis zur Ecke vor. Noch ein Stückchen – da vorne liegt der Bunker, zwanzig Meter entfernt.

Ob er es schafft? Wieder schiebt er

sich einen Meter auf den Bunker zu. Ganz flach drückt er sich auf den warmen Boden. Wie zwei drohende Augen blicken die rauchgeschwärzten Schießscharten des Betonungeheuers auf ihn herab. Werden sie ihn sehen?

Wieder ein Meter ... Da blitzt es in den Scharten auf. Im gleichen Augenblick jagen Günters und seine Männer Garbe auf Garbe in die Schlitz. Karst benützt die Gelegenheit und springt auf das Nebenhaus zu. Nun ist er den Blicken der Männer hinter dem Trümmerhaufen entzogen.

Nach einigen Sekunden angespannten Wartens sehen sie ihn wieder: eine schmale, feldgraue Gestalt auf der Bunkerdecke. Jetzt legt er sich hin, kriecht bis zum Bunkerrand – er befindet sich jetzt direkt über einer der Scharten –, nimmt einige Handgranaten aus dem Gürtel, zieht ab, beugt sich blitzschnell über den Bunkerrand, wirft die Ladung in die Scharke, läßt sich vom Bunker fallen und rollt in einen Granattrichter.

Keine Sekunde zu früh – die Explosion erschüttert den Betonklotz. Rauch und Feuer schießen aus den Scharten hervor – aus!

Günters und seine Soldaten stürzen über die Straße. Aus dem Granattrichter erhebt sich der Gefreite.

„Gut gemacht, Karst! Ich werde mir das merken! Helfen Sie, die Bunkertüre zu öffnen! Sehen, ob noch jemand darin lebt.“

Der Hauptmann tritt mit dem Stiefel gegen die Tür und schreit unablässig:

„Ouvrez! Öffnen!“

Seltene Laute dringen aus dem Bunker. Aber die eiserne Tür bleibt verschlossen. Gerade will sie ein Soldat mit einer verdämmten Ladung aufsprengen, als die Tür sich öffnet. Eine aschgraue, blutüberströmte Gestalt torkelt heraus und fällt vor den Deutschen zu Boden.

Mit rauher Stimme befiehlt der

Hauptmann, den Mann nach hinten zu bringen.

Wieder geht es weiter. Stoßtrupps der „Neunten“ laufen die Straße hinauf, überall sieht man feldgraue Gestalten über die schwelenden Trümmer hinwegspringen. Das III. Bataillon überflutet Montherme.

Aber was nützt ein einziges Bataillon, wenn die ganze Division noch wartend unter dem Feuer der französischen Fernartillerie jenseits der Maas steht? Das Bataillon muß die Maasstellung vollständig durchbrechen, bevor die Franzosen Zeit zum Überlegen bekommen.

Während die „Neunte“ und die „Zehnte“ im anstrengenden Häuserkampf Montherme von den letzten Franzosen säubern, hat die sechste Kompanie den westlichen Ortsausgang erreicht.

Hier liegt die zweite französische Verteidigungslinie. Die erste bildeten die Bunker an der Maas und die Stellungen in der Stadt. Diese aber ist die stärkste und schwerste der ganzen Maasstellung. Noch ahnen die Männer der sechsten Kompanie nicht, was sie von dieser zweiten Linie zu erwarten haben, noch sehen sie nicht die weitverzweigten Schützengräben, die die unglaublich grüne Wiese, die zum Bois de Roma hinaufführt, durchziehen. Sie sehen nicht die unzähligen Bunker auf der Höhe 393, nicht die glänzenden Panzerkuppeln unter den frühlingsgrünen Birken.

Sie können auch nichts sehen, sie sinken erschöpft in die Gräben beiderseitig der Straße und reißen, nach Luft schnappend, ihre Uniformblusen auf.

Wie schön doch diese Wiese da oben ist. So grün und warm. Warum kann man sich nicht in das weiche Gras legen, kann man sich nicht von der Sonne bescheinen lassen, kann man nicht dem leise singenden Wind zuhören?

Warum kann man es nicht? Weil

Krieg ist! Und weil vor einem der Feind liegt und hinter einem die drängende Zeit steht!

Plötzlich ein ungeheurer Schlag. Es ist die deutsche Artillerie.

In kurzer Zeit ist die herrliche, einladende Wiese in ein rauchendes, tobendes, schwelendes Trichterfeld verwandelt. Langsam rollt die Feuerwalze den Hügel zum Bois de Roma hinaus bis zur Höhe 393. Dann kommt sie zurück, bleibt einen Augenblick im Birkenwald stehen und wandert dann wieder die Wiese hinab.

Und plötzlich verschwindet sie, so plötzlich, wie sie gekommen ist.

„Stürmen! Sprung auf – marsch, marsch!“

Die Soldaten fassen ihre Karabiner, klettern aus dem Graben und rennen die Wiese hinauf. Wieder gilt es! Menschen gegen Bunker!

Auch das werden sie noch schaffen!

Sie springen durch die Trichter, reißen die Stacheldrahtverhaue auf und suchen Deckung vor den feuerspeienden Bunkern.

Weiter! Nicht liegenbleiben!

Wieder ist es Karst, der den ersten Bunker mit einer geballten Ladung knackt. Die erste Bresche ist geschlagen – die Kompanie strömt hindurch und greift die Bunker aus der Flanke und von rückwärts an.

Die Panzerkuppeln auf der Höhe 393, deren Rohre bisher hinunter auf die Maas wiesen, drehen ein und schießen Sperrfeuer.

Günters sucht die Höhe mit seinem Glas ab. Er sieht das mattschimmernde Metall zwischen dem Laub der Bäume auf der Höhe 393.

„Melder!“

Der Melder keucht heran.

„Holen Sie die Pak und die schweren Granatwerfer! Schnell! Der ganze Wald steckt voller Geschütze. Wir kommen nicht weiter.“

Der Melder läuft los. Die schweren

Maschinengewehre hämmern gegen die Panzerkuppeln. MG gegen 7,5! Sinnlos!

Wenige Meter vor dem Hauptmann schlägt eine Granate ein. Splitter surren durch die Luft. Günters springt vor und läßt sich in den noch schwelenden Trichter fallen – da ist man am sichersten.

Plötzlich jault es über ihn hinweg – die Granatwerfer sind auf der Straße in Stellung gegangen. Oben im Wald schlägt es ein. Eine weiße Rauchwolke steigt hoch: Sie schießen sich ein.

Im Mannschaftszug rollt die Panzerabwehrkanone die Wiese herauf. Dicht neben Günters gehen die Panzerjäger in Stellung. Mit eiserner Ruhe richten sie das Rohr. Ein letzter Blick durchs Visier:

„Feuer!“

Die Granate jagt jaulend nach oben.

Nächstes Geschloß. Schon drin. Schloß zu!

Der Hauptmann starrt wieder hinauf zur Höhe 393. Verdammt! Das Rohr einer Panzerkuppel schwenkt herum – zeigt genau auf die Pak. Der Schuß wird sitzen!

„Achtung! Da oben! Sie zielen auf euch!“

Der Geschützführer folgt dem ausgestreckten Arm des Hauptmanns. Jetzt sieht er es auch. Ein kurzer Befehl – die Pak wird herumgerissen.

Du oder ich?

„Feuer!“

Das Geschütz bellt kurz und hart auf. – Oben donnert es. Volltreffer!

Wieder stürmen die Soldaten vorwärts. Aber jetzt rattern oben schwere Maschinengewehre. Der Angriff bleibt wieder liegen. So kommt man nicht weiter. Das wissen die Soldaten, das weiß der Hauptmann. Letzte Hilfe: Artillerie!

„Funker!“

Schon ist er da. Die Taste klappert. Der Spruch fliegt. Befehle hageln.

Hinter dem „Roche à sept heures“

dröhnt es auf. Die deutsche Artillerie schießt. Wieder pflügen ihre schweren Granaten den Wald auf der Höhe 393 um, wieder brechen Bunker auseinander und Geschütze schweigen.

Bald fällt da oben kaum noch ein Schuß. Die Artillerie scheint ganze Arbeit getan zu haben.

Immer noch steht die Feuerwand hinter dem Bois de Roma. Undurchdringlich, unterschütterlich.

Der Hauptmann greift zur Leuchtpistole. Eine Leuchtkugel steigt auf zu den grauen Felsen der Quarre fils Aymon. Immer noch steht die Feuerwand auf der Höhe 393. Noch eine Leuchtkugel. Die Artillerie schießt weiter, eintönig, unerbittlich.

Günters wird ärgerlich:

„Funker!“

Wieder klimpert die eilige Taste:

„Feuer einstellen! Wir kommen nicht weiter, es ist gleich dunkel!“

Die Antwort lautet:

„Divisionsbefehl! Sämtliche Kompanien auf der Wiese Angriff einstellen. Auf Höhe 325 festsetzen!“

Dann erst fällt die Feuerwand in sich zusammen ...

Befehle wandern über die zerschossene Wiese, Spaten stoßen in die weiche, warme Erde. Nach kurzer Zeit ziehen sich über den ganzen Abhang schmale Gräben. Die Kompanien verschwinden in kleinen Löchern. Maschinengewehre richten sich hinauf zum Bois de Roma. Aber kein Schuß fällt mehr, hier nicht und beim Feind nicht. Selbst der Krieg ist müde geworden.

Oder hat er sich ein anderes Tätigkeitsfeld gesucht.

In der Ferne wummert und dröhnt es. Vielleicht bei Namur oder bei Molion? Vielleicht auch bei Sedan oder Dinant? Wer weiß?

Günters steigt langsam und müde die Wiese herunter. Von der sechsten Kompanie ist nichts mehr zu sehen. Nur die Stahlhelme der Posten schimmern in

den letzten Strahlen der untergehenden Sonne.

Montherme ist jetzt ganz in deutscher Hand. Überall sind Pioniere dabei, den Schutt und die Trümmer auf den Straßen zu beseitigen, um der Division morgen einen reibungslosen Durchmarsch zu sichern.

Am westlichen Ortseingang trifft Günters auf Recke.

„Ich dachte schon, es hätte Sie erwischt. Wo waren Sie denn die ganze Zeit?“

„Ich habe den Männern der ‚Zehnten‘ ein bißchen beim ‚Saubermachen‘ geholfen. Wir haben eine Menge Gefangene gemacht. Aber erzählen Sie mir erst einmal, wie weit Sie gekommen sind.“

Die beiden Offiziere setzen sich auf die Straßenböschung und erzählen ihre Erlebnisse. An ihnen vorbei rollt Infanteriegeschütz auf Infanteriegeschütz.

Oben auf der Straße gehen sie in Stellung. Ihre Rohre weisen hinauf zum Bois de Roma.

Munitionswagen fahren ununterbrochen Granaten heran, und die Munitionsträger stapeln sie in langen Reihen in den Straßengräben.

Plötzlich hält ein „Kübel“⁴⁵⁾ neben den beiden Offizieren.

„Hauptmann Günters bitte zur Meldung zum Bataillonskommandeur! Steigen Sie ein!“

Günters schwingt sich in den Wagen. Der Fahrer gibt Gas. Der Wagen schießt davon.

Recke geht noch einmal zurück. Zum ersten Male sieht er eine vom Krieg völlig zerstörte Stadt, und das Ausmaß der Zerstörung überwältigt ihn. Heute Mittag standen hier noch Häuser. Jetzt sind es nur Trümmer, die ganze Maasinsel bedeckt mit rauchenden, schwelenden Trümmern.

Das also ist der Krieg! denkt der Hauptmann aus dem Führerhauptquartier.

Weit gefehlt, Recke! Das ist nur ein

Teil des Krieges, ein ganz kleiner Teil. Vielleicht werden Sie noch mehr vom Krieg kennenlernen. Morgen schon oder übermorgen. Aber für heute ist das genug. Zum Sterben reicht auch dieser dreckige, schwelende Trümmerhaufen! Im Krieg ist zum Sterben kein Platz zu klein. Das weiß auch der Hauptmann, als er den Trupp Soldaten betrachtet und die Bahren sieht, die die Männer tragen, und die weißen Decken über diesen Bahren. Sind es Deutsche oder Franzosen unter diesen Decken? Aber auch das spielt keine Rolle, auch das ist dem Krieg gleich, er nimmt alles.

Der Hauptmann geht langsam und nachdenklich weiter. Wird er morgen vielleicht auch ... Die ewige Frage des Soldaten, auf die er doch keine Antwort erfährt. Wozu auch?

„Das werden sie doch niemals schaffen!“

Der Capitain schlägt mit der flachen Hand auf den Tisch.

„... niemals schaffen“, wiederholt das Echo des Bunkers.

Der Colonel-Lieutenant am Tisch antwortet nicht. Sorgenvoll blickt er vor sich hin.

„Diese freie Fläche werden sie nicht überwinden können!“ fährt der Capitain fort, „das sind über zweihundert Meter, ohne jeden Schutz, ohne jede Deckung. Und oben auf der Höhe stehen unsere Panzerkuppeln. In deren Feuer wird ihr Angriff liegenbleiben, ertrinken in Blut und Verlusten. Ihre ganze Division werden wir zusammenschlagen! Wir werden ...“

„Schwingen Sie doch keine großen Reden, Mann“, fährt der Colonel-Lieutenant auf, „sie sind über die Maas gekommen und werden auch noch hier durchkommen!“

„Aber hier sind unsere stärksten Befestigungen und Bunker. Die sind uneinnehmbar, sind un...“

„Ach was! Haben wir nicht von den Bunkern an der Maas in Montherme gesagt: uneinnehmbar, unangreifbar? Dort wird ihr Angriff steckenbleiben! Haben wir das gesagt? Und was ist geschehen? An einem einzigen Nachmittag haben sie die Bunker genommen, haben den Maasübergang erzwungen und auch Montherme besetzt. In wenigen Stunden haben sie das Werk vieler Jahre vernichtet, haben mit unseren Bunkern auch unser Denken über den Haufen geworfen. Und jetzt stehen sie hier vor der letzten Linie der Maasstellung, und es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann sie auch diese durchbrochen haben werden und ungehindert in unser Land strömen. Und jetzt kommen Sie und schwätzen etwas daher von uneinnehmbaren Verteidigungswerken! Die Zeiten sind vorbei, wir haben es nur nicht gemerkt.“

Der Abschnittskommandant von Montherme schweigt erschöpft. Dann scheint er eine Idee zu haben: „Der Angriff ist die beste Verteidigung. Wir müssen einen Gegenstoß unternehmen, müssen raus aus den Bunkern, die unser Grab werden können. Wir dürfen nicht mehr länger warten, bis uns die deutsche Artillerie in unseren Stellungen zusammentrommelt.“

Sagen Sie das den Männern: Morgen um 12 Uhr Gegenstoß auf die deutschen Linien auf der Höhe 325!“

„Oui, Colonel-Lieutenant.“

„Gut. Und wenn das nicht hilft, bleibt uns nur noch das da!“

Der Abschnittskommandant deutet auf ein kleines, schwarzes Kästchen auf seinem Schreibtisch. Aus diesem Kästchen ragt ein kurzer, runder Hebel.

Der Capitain weiß, was der Kommandant damit meint. Er weiß, daß ein Druck auf den Hebel die Höhen der Halbinsel von Montherme auseinanderreißen würde. Durch die Halbinsel läuft nämlich ein großer Eisenbahntunnel. In der Mitte dieses Tunnels befinden sich

in einem Raum in der Decke sechstausend Kilo Sprengstoff. Ein Zünder ist durch eine Leitung direkt mit dem kleinen schwarzen Kästchen auf dem Schreibtisch des Kommandanten von Montherme verbunden.

„Also, morgen 12.00 Uhr Gegenstoß. Wenn das nicht hilft, bleibt nur noch der Tunnel!“

„Dieser Tunnel hier ist der ideale Bereitstellungsräum für uns! Keine Granate durchschlägt den meterdicken Felsen darüber!“

Der deutsche Regimentskommandeur deutet auf die gestrichelte Linie auf der Karte, die die Halbinsel von Montherme von Osten nach Westen durchzieht.

„Aber wahrscheinlich wird der Franzose ihn noch besetzt haben“, wirft der Kommandeur des III. Bataillons ein. „Solch einen Unterstand gibt niemand ohne weiteres auf.“

„Eben. Deshalb werden wir ihn morgen in unsere Hand bringen!“ lächelt der Oberstleutnant. Dann wird er ernst:

„Überhaupt – wir müssen morgen angreifen! Wenn unsere Kompanien noch lange auf der Höhe 325 liegenbleiben, werden sie von den Waffen der französischen Panzerkuppeln zusammengeschoßen. Wir müssen wieder vorwärts! Mindestens den Bois de Roma müssen wir morgen erreichen. Dazu ist uns dann auch der Tunnel sehr nützlich. Aus ihm heraus können die Kompanien zum Angriff antreten. Also: Morgen um 10.00 Uhr Sturmangriff. Vorherige Artillerieunterstützung. Erstes Ziel des Angriffs: der Tunnel. Stoßtrupps des II. und III. Bataillons besetzen ihn. Klar, meine Herren? So, dann legen Sie sich am besten etwas hin, es ist schon halb drei. Die paar Stunden Schlaf bis zum Morgen werden Sie dringend nötig haben. Gute ... – beinahe hätte ich ‚Nacht‘ gesagt – also, guten Morgen!“

Die Kommandeure verlassen den Re-

gimentsgefechtsstand. Morgen also geht es weiter. Zuerst den Tunnel ...

Sie ahnen nichts von den sechstausend Kilo Sprengstoff, die auf die Deutschen warten, schon einen ganzen Winter lang. Und morgen soll es soweit sein!

Fahl und gelb steigt die Sonne aus den schwelenden Nebeln des Tales. Mit ihr beginnt der vierte Tag dieses Feldzuges. Zum ersten Male sieht die Sonne die Deutschen im Stellungskrieg.

Die Kälte der Nacht weicht den wärmenden Strahlen. Die Landser sinken in einen Schlaf, den die Kälte ihnen bisher verwehrte.

Die Kommandeure aber fahren schon wieder in ihren Wagen zur Erkundung durch das Gelände. Für sie vergeht die Zeit schneller als für die Landser in den Gräben auf der Höhe 325, die mit unruhigen Blicken auf die Zifferblätter ihrer Uhren schauen. Wäre es doch schon zehn Uhr. Es gibt nichts Schlimmeres als die Wartezeit vor einem Angriff.

Der Bataillonskommandeur ruft seine Kompanieführer zusammen.

„Heute nacht haben Vorposten der Franzosen den Bois de Roma wieder genommen. Wir werden ihn zuerst zurückerobern müssen. Die zehnte und elfte Kompanie werden das erledigen. Die ‚Sechste‘ und ‚Neunte‘ halten sich zurück und übernehmen dann den Hauptstoß gegen die Höhe 393. Ich werde mit Teilen der 12. Kompanie kurz vor zehn Uhr den Tunnel besetzen. Dieser Tunnel dient uns dann als Ausgangsstellung. Das wäre zur Zeit alles.“

Die Offiziere kehren zu ihren Kompanien zurück und warten auf den Angriffsbeginn.

Die Soldaten sind inzwischen munter geworden und frühstücken. Dazu trinken sie den leichten französischen Rotwein, der ihre Laune wesentlich hebt. Ab und zu schießen die Franzosen von der Höhe 393.

Die Landser haben es sich im Laufe der Nacht abgewöhnt, auf diese Schüsse mit gleichen Mitteln zu antworten. Nur ein Fluch oder eine ironische Bemerkung fliegen hin und wieder zu den Panzerkuppeln.

Die Sonne scheint jetzt schon ziemlich warm, zu warm, will es den Landsern scheinen, zu warm für die neunte Morgenstunde ...

Zur gleichen Zeit steigt der Bataillonskommandeur mit einigen Männern der zwölften Kompanie den Ostabhang des Maastales hinab. An der Maas schlagen Pioniere eine Brücke. Immer wieder verzögern nahe Einschläge französischer Granaten ihre Arbeit. Allerdings können die Franzosen den Fluß nicht einsehen, sie schießen lediglich nach der Karte.

Über einen Behelfssteg an der zerstörten Straßenbrücke gelangt dann der Oberstleutnant mit seinen Männern an das andere Ufer. Nach kurzer Zeit hat das Kommando den Tunnel erreicht. Schwarz und drohend gähnt den Deutschen die riesige Öffnung entgegen. Wird dieser Rachen sie verschlingen und nicht wieder freigeben? Werden in diesem unheimlichen Dunkel die geladenen Gewehre der Franzosen auf sie warten?

Sie wissen es nicht. Da gibt es nur eins: rein und nachschauen!

„Los, rein!“ befiehlt der Kommandeur. „Um so schneller sind wir wieder draußen. Am besten sind wir ganz ruhig. Falls jemand drin ist, haben wir die Möglichkeit, ihn zu überraschen. Also, nochmals: Ruhe und kein Licht! Los!“

Das schimmernde Band der Schienen weist ihnen den Weg in die Dunkelheit. Leise knirscht der Schotter unter den Stiefeln der Männer. Ihre Augen bohren sich in die undurchdringliche Finsternis. Gespannte Ohren nehmen jedes Geräusch auf. Schweißnasse Hände umspannen die Kolben der Gewehre und Pistolen.

Da – ein Laut!

Die Hand des Oberleutnants bannt die Soldaten mitten im Schritt. Atemloses Lauschen. – Nichts – nur das leise Ticken fallender Tropfen. Also eine Täuschung. Weiter!

Das silberne Band erlischt. Aus dem zielbestimmten Gehen wird ein suchendes Tasten. Ein Stein, gestoßen vom vorsichtig fühlenden Stiefel, fällt klakkernd in den Signalschacht, willkommen für das gierig wachende Echo. Scheppernd trägt der Schall das Geräusch durch den Tunnel.

Ängstlich horchend verhält die Kolonne. Alles bleibt still. Fern nur ein leises Klirren. Aber vielleicht ist das schon der jenseitige Ausgang.

„Weiter!“

Blitze da eben nicht etwas auf? Glühen nicht in den seitlichen Schutzlöchern die Augen der Feinde? Verfolgen nicht die Mündungen ihrer Gewehre jede Bewegung der Deutschen? Wird es im nächsten Augenblick nicht hervorbrechen aus der schützenden Dunkelheit?

Täuschungen überreizter Sinne!

Es ist doch alles ruhig! Der Tunnel scheint leer zu sein, schon in der letzten Nacht verlassen. Oder doch nicht? War das nicht eben das scharrende Geräusch eines schleichenden Schrittes?

Wieder läßt die Hand des Kommandeurs die Soldaten erstarren.

Tatsächlich – Schritte im Tunnel!

Metallisch schnappen die Sicherungshebel der Pistolen herum, knirschen die Spanner in den Schlössern. Atemloses Lauschen.

Da – wieder Schritte. Viele müssen es sein, die sich Meter um Meter vorwärtsarbeiten. Nur eine Biegung trennt sie noch von den Deutschen.

Leise gleiten die Soldaten vom Bahndamm herunter in den Signalgraben. Nur der Oberstleutnant steht noch oben.

Wieder die unheimlichen Schritte, tastend und vorsichtig.

Ein Soldat, unten im Graben, hebt

langsam den Karabiner. Seine versagenden Nerven sehen sie schon kommen, die Franzosen, dort gerade um die Biegung. Im nächsten Augenblick wird sein peitschender Schuß die Stille plötzlich zerreißen, wird ihm ein Ende machen, dem unheimlichen Spuk!

Schon krümmt sich sein Finger um den Abzugshebel.

„Sind Sie verrückt, Mann!“ zischt der Oberstleutnant.

Gerade nämlich ist ihm ein Gedanke gekommen: Wenn es Franzosen wären, die sich dort schleichenden Schrittes nähern, wieso bleiben sie dann nicht in ihren Verstecken und warten, bis die Deutschen ihnen vor die Gewehre laufen? Warum sollten sie dann hier durch den Tunnel schleichen?

Da gibt es nur eine Möglichkeit, und der Kommandeur untersucht sie sofort:

„Kennwort!“

Der Befehl schneidet scharf und klar durch die Stille. Abruptes Erschrecken auf beiden Seiten. Kein Laut mehr drüben. Wieder Stille.

„Kennwort!“

Da kommt von drüben aus dem Dunkel die Antwort, befreiend und erlösend:

„Annette!“

Taschenlampen blitzen auf, reißen Gestalten aus der Dunkelheit – feldgraue Gestalten. Ein Stoßtrupp des dritten Bataillons, dem es gelang, sich bis zum anderen Eingang durchzuschlagen und von da den Tunnel zu betreten.

Händeschütteln, Glückwünsche. Der Tunnel ist in deutscher Hand. Ohne einen Tropfen Blut zu fordern.

Sie wissen noch nicht, daß der Tod jedoch zu ihren Häuptern lauert, um das Blut, das er jetzt nicht erhalten hat, doch noch zu bekommen ...

Der Chef der „Zehnten“ steht aufrecht zwischen den Gräben der Höhe 325. Sprungbereit liegen die Soldaten im hohen Gras.

„Zehn Uhr! Sprung auf – marsch!“

Glühend zischen die Leuchtspurgeschosse der schweren Maschinengewehre hinauf zum Bois de Roma. Unter ihrem Schutz stürmen die Männer.

Aus den Birkenreihen des Wäldchens schlagen ihnen MG-Garben entgegen. Aber gegen diesen Angriffsgeist kommen die Franzosen nicht an. Die Deutschen scheinen geradezu in die blitzenden Garben hineinzulaufen, und doch geschieht ihnen seltsamerweise nichts. Schon haben die ersten den Waldrand erreicht. Feuerstöße aus der Maschinepistole – Handgranaten – aus!

Nach kurzem Schußwechsel ziehen sich die Franzosen zurück. Allerdings gleicht dieser „Rückzug“ mehr einer Flucht, was die zahlreichen weggeworfenen oder liegengelassenen Ausrüstungsgegenstände beweisen.

Auch der elften Kompanie, die links von der zehnten angegriffen hat, ist der Einbruch gelungen.

Der Angriff rollt!

Jetzt aber greift die französische Artillerie in den Kampf ein und durchwühlt den Bois de Roma mit schweren und schwersten Kalibern.

Aber zwischen den Einschlägen der Granaten geht der deutsche Sturm ungehindert weiter. Von Trichter zu Trichter arbeiten sich die Landser vorwärts. Einschlag auf Einschlag zwingt sie wieder zu Boden. Sofort aber springen sie wieder auf und laufen ein paar Meter, bis die nächste Granate heulend durch die Bäume fegt.

Mancher aber steht nach dem Einschlag nicht wieder von der bebenden Erde auf, und der Ruf nach dem Sanitäter steht gellend und eindringlich in dem zerschossenen Wald, wenn das Donnern der Geschütze einen Augenblick verstummt.

Schließlich haben die beiden Kompanien den jenseitigen Rand des Bois de Roma erreicht. Vor ihnen breitet sich die Höhe 393 aus. Die Panzerkuppeln

schimmern in der Morgensonne. Die Deutschen stehen vor den stärksten Befestigungen der Maasstellung.

Nur eine zweihundert Meter breite freie Fläche trennt sie noch von dem letzten Bollwerk. Nur zweihundert Meter.

Aber was für Meter!

Zweihundert Meter flacher, strauch- und baumloser, trostloser, heißer Erde.

Zweihundert Meter ohne jeden Schutz, ohne Deckung.

Zweihundert Meter unter dem Feuer der Panzerkuppeln.

Trotzdem!

Die Stimme des Oberleutnants reißt die Soldaten mit sich. Die feldgraue Woge überschwemmt zweihundert Meter.

Das erkennen die Franzosen in den Panzerkuppeln: Man muß dieser Woge Einhalt gebieten, muß ihren Schwung an einem Wall brechen lassen. Und eilig errichten sie diesen Wall.

Wirklich, vor diesem Wall aus dem Feuer der Geschützrohre und der glühenden MG-Läufe verhält die graue Woge, droht zu versanden in der heißen, trockenen Erde und strömt schließlich zurück.

„Aussichtslos!“ schüttelt der Oberleutnant den Kopf. „So kommen wir niemals durch! Wir müssen es aus der Flanke versuchen. Die Kompanie bleibt hier am Rande des Waldes liegen und gibt Feuerschutz. Ich gehe von der anderen Seite heran!“

Es bleibt beim Versuch. Und nicht nur das: Dieser Versuch kostet der zehnten Kompanie den Chef. Ein Splitter trifft ihn an der Stirn.

Die führerlose Kompanie liegt im immer stärker werdenden Feuer der französischen Batterien.

Der Chef der „Elften“ funkt verzweifelt hinüber zum Bataillon: „Zehnte ohne Kompanieführer! Angriff beider Kompanien gestoppt durch feindliches Geschützfeuer. Schicken Sie bitte sofort

Panzerabwehr- und Infanteriegeschütze! Und vor allen Dingen Panzer – Panzer – Panzer!“

Aber das Bataillon kann nichts schicken. Weder Panzerabwehrkanonen, die unmöglich durch den zerschossenen und noch unter Beschuß liegenden Wald gebracht werden können, noch die Infanteriegeschütze, die unten auf der Straße stehen und Schuß um Schuß auf die Höhe 393 jagen.

Hier könnten einzig und allein Panzer helfen. Die aber stehen noch ostwärts der Maas und warten auf die Fertigstellung der Panzerbrücke, mit der aber vor Abend nicht mehr zu rechnen ist.

Lediglich einen neuen Chef für die „Zehnte“ schickt das Bataillon: Hauptmann Recke.

Genau um zwölf Uhr trifft er ein. Zu der Zeit also, in der die Franzosen zum Gegenstoß ansetzen, um Montherme zurückzuerobern.

Recke weiß in diesem Moment ganz klar, was geschieht, wenn die Franzosen seine Kompanie überrennen. Dann ist das dritte Bataillon abgeschnitten und sogar die Division durch diese Einbruchsstelle gefährdet. Und dann war der schwer erkämpfte Maasübergang umsonst!

Blitzschnell und eiskalt rechnet Recke seine Chancen aus: Weder die Division noch das Regiment können ihm helfen; weder die Panzerabwehrkanonen noch die Infanteriegeschütze unten auf der Straße. Die elfte Kompanie liegt zu weit südlich und hat selbst genug zu tun, und die in aller Eile an die Gefahrenstelle geworfene erste Kompanie ist bis jetzt noch nicht eingetroffen.

Also hängt alles von der „Zehnten“ ab. Sie muß diesen Angriff allein abschlagen, allein mit ihren Maschinengewehren und den wenigen Granatwerfern.

Granate auf Granate schlägt in den Bois de Roma. Zu einem brüllenden, heulenden Orkan schwillt das ununterbrochene Geschützfeuer an.

Dann wandert die Feuerwalze langsam nach hinten. Aber mit ihr kommen die Franzosen. Sie brauchen nur dem Feuer ihrer Artillerie nachzugehen und das Land wieder in Besitz zu nehmen. Viel Widerstand wird sich nicht mehr zeigen, dazu haben sie ja die Artillerie eingesetzt.

So denken sie! Aber sie täuschen sich. Aus der zerwühlten, zerrissenen und zerstampften Erde erhebt sich die zehnte Kompanie. Heben sich graue Stahlhelme und blanke Gewehrläufe. Sie sind noch da! Sie leben noch! Nicht alle, aber noch genügend!

„Ganz nahe rankommen lassen. Dann erst schießen! Munition sparen!“

Recke geht von einem MG-Nest zum anderen. Seine ruhigen, klaren Befehle beruhigen die Männer. Sie sind bereit.

Recke zögert noch einen Augenblick, dann befiehlt er:

„Feuer!“

Die Maschinengewehre hämmern los. Im rasenden Takt reißen sie die Franzosen zu Boden.

Aus dem Wald jaulen die Granaten der Werfer in das Niemandsland herab. Ihre Lagen sitzen.

Und da geschieht es: In dem verzweifelten Feuer der Maschinengewehre bricht der französische Angriff zusammen, findet keinen neuen Ansatzpunkt, und die Truppe weicht schließlich zurück.

Über den heißgeschossenen Maschinengewehren sinken die Deutschen erschöpft zusammen.

„Die Deutschen haben den Gegenangriff abgewehrt!“ meldet der Capitain.

„Das habe ich befürchtet“, nickt müde der Colonel-Lieutenant. „Es war zu spät! Die Fehler der vergangenen Jahre rächen sich jetzt!“

„Der deutsche Angriff ist aber auch nicht durchgekommen. An unseren Panzerkuppeln ...“

„Ach, hören Sie doch auf! Das ist doch etwas ganz anderes. Wir haben

Geschütze, Panzerkuppeln und Bunker im Rücken und haben es nicht geschafft. Die Deutschen haben es auch nicht geschafft, aber sie hatten auch nichts als ihre MG und die paar Granatwerfer. – Wie wird das erst werden, wenn sie mit uns kräftegleich sind? Wenn sie mit ihren Panzern und Geschützen über die Maas kommen? Sie werden uns bald überrannt haben! Und diese Stunde wird nicht mehr fern sein. Der Aufklärer meldete heute mittag, daß sie eine Panzerbrücke über die Maas bauen, und zwar im toten Winkel unserer Artillerie. Wir können nichts, aber auch gar nichts dagegen tun.“

„Lassen sie doch durch den Aufklärer den genauen Standpunkt der Brücke feststellen!“ schlägt der Capitain vor. „Vielleicht könnten wir durch Steilfeuer ...“

„Gut, versuchen können wir es. Holen Sie den Flieger!“

Der Capitain geht zur Tür des Bunkers. „Der Aufklärer zum Kommandanten!“

„Der Aufklärer kam vom letzten Flug nicht zurück. Er wurde über dem Ostabhang der Maas abgeschossen“, antwortet der Soldat.

„Das war unsere letzte Möglichkeit!“ resigniert der Kommandant. „Jetzt ist es bald aus!“

„Die letzte nicht, Colonel-Lieutenant. Wir haben noch eine einzige!“

„Ja, den Tunnel! Die sechstausend Kilo Sprengstoff! Das einzige, was uns jetzt noch retten kann!“

Die Hände des Kommandanten greifen nach dem schwarzen Kästchen.

„Sagen Sie mir, bitte, wenn es soweit ist. Wir müssen es tun! Es bleibt uns keine andere Möglichkeit!“

„Jawohl!“ salutierte der Capitain.

Dumpf schlägt hinter ihm die Bunkertüre zu.

Schwer und drückend liegt die Hitze

über dem Maastal. Die Luft flimmert und gleißt. Im Bois de Roma knackt und summt die Trockenheit. Sengend steht die gelbe Sonne am Himmel.

Zwischen den zerfetzten Bäumen des Bois de Roma liegen die Landser und warten auf die Kühle des Abends.

Plötzlich hebt einer den Kopf, zieht prüfend die Luft ein – Brandgeruch. Das ist nicht der scharfe, beißende Qualm der Granaten, das ist der herbe Rauch brennenden Holzes! Er sieht hinüber zur Höhe 393.

„Alarm! Feuer im Niemandsland!“

Die Soldaten springen entsetzt auf. Sie sehen es alle. Das Niemandsland zwischen den Bois de Roma und der Höhe 393 steht in Flammen. Das Feuer springt von Strauch zu Strauch, kriecht über das dürre Gras und klettert an den wenigen Bäumen empor. Der Wind treibt es geradewegs auf den Bois de Roma zu.

Schon legt sich der Rauch auf die Lungen, treibt die Tränen in die Augen.

Die Soldaten drohen hinüber zu den Panzerkuppeln auf der Höhe 393.

Ausräuchern wollen sie uns, den Bois de Roma in Flammen aufgehen lassen! Sie brauchen dann nur hinter diesen Flammen herzugehen und die Stellungen in Besitz zu nehmen. Alles andere erledigt das Feuer. Wie vorher die Artillerie bei ihrem Gegenstoß.

Aber da hat es nicht geklappt, und jetzt wird es auch nicht klappen!

Die französische Artillerie hat die Deutschen nicht vertreiben können, und das Feuer wird es erst recht nicht tun.

Die Spaten bohren sich in die trockene Erde, Gräben werden gezogen.

Blitzende Beile fällen die gefährdeten Bäume.

Auch der Wind kommt den Deutschen zu Hilfe. Er springt plötzlich um und treibt das Feuer zurück ins Niemandsland.

Zwar versucht die französische Artillerie, das Feuer wieder anzufachen.

Aber es nützt nichts, es findet auf seinem eigenen Weg der Verwüstung keine Nahrung und erlischt.

Einzelne kleine Flämmchen erreichen den Bois de Roma. Aber sie finden keinen Weg über den Graben, fallen hinein und sterben.

Wieder eine Gefahr abgewehrt!

„Morgen greifen wir mit Panzerunterstützung an! Genau acht Uhr! Nach halbstündiger Artilleriesvorbereitung. Diesmal werden wir es schaffen. Einen ganzen Tag haben uns diese Bunker da oben gekostet. Sie sollen uns nichts mehr kosten!“

Der Kommandeur des dritten Bataillons sieht seine Kompanieführer an.

„Übrigens wird unser Bataillon durch das zweite abgelöst. Die Ablösung vollzieht sich um elf Uhr. Sagen Sie bitte Ihren Männern Bescheid! So, ich denke, es ist alles klar. Gute Nacht, meine Herren!“

Der Morgen des 15. Mai zieht kühl und klar herauf. Die Soldaten liegen wach und fröstelnd im Gras und starren hinüber zu den Bunkern auf der Höhe 393, die sich grau und schemenhaft aus dem Morgennebel lösen.

Heute also sollen diese Bunker fallen. Hoffentlich!

Unten auf der Straße stehen die Führer der Infanteriegeschütze und blicken auf ihre Uhren. Um halb acht Uhr soll es losgehen. Sie werden ihr Bestes geben.

Die Batteriechefs auf den Felsen des „Quarte fils Aymon“ blicken hinüber auf die andere Talseite und suchen zwischen den Panzerkuppeln ihre Ziele. Diesmal wird jede Salve sitzen. Es steht viel auf dem Spiel.

Mit hellem Klicken fallen die Granaten in die Rohre der schweren Werfer. Die Richtschützen rechnen zum x-ten Male die Flugbahn nach. Nur heute keine Fehler machen!

Die Kanonenpanzer rollen vorsichtig an den Rand des „Roche à sept heures“. In wenigen Minuten schon werden ihre schweren Granaten drüben zwischen den Panzerkuppeln der letzten französischen Verteidigungslinie einschlagen.

Drohend recken sich die stählernen Rohre der deutschen Artillerie in den Himmel.

Der Artillerieoffizier sieht auf seine Armbanduhr.

Noch zehn Sekunden.

Neun – acht – sieben –

Noch einmal gleitet der Blick des Offiziers über die schweren Geschütze. Es ist alles in Ordnung, fiebernde Bereitschaft.

– sechs – fünf – vier –

Langsam hebt sich sein rechter Arm.

– drei – zwei – eins –

„Feuer frei!“

Die Geschütze donnern, die Granaten brüllen in den Morgenhimmel, die Werfer krachen, Infanteriegeschütze bellen, Panzerkanonen wummern.

Der Artillerieangriff rollt.

Die Panzerfahrer werfen die Motoren an.

Die Soldaten setzen sich in die Schützenpanzer.

Die Maschinengewehrzüge laden ihre MG durch.

Die Infanteristen laden ihre Karabiner.

Acht Uhr!

Die Kompaniechefs geben den Befehl: „Zum Angriff! Sprung auf – marsch!“

Auf der Uferstraße von La Roava, zwischen den Häusern von La Val Dieu, in den Waldwegen des Ardennenbusches, überall stehen Panzer. Die Panzer des Generals Reinhardt. Sie warten auf die Fertigstellung der Brücke über die Maas. Sie werden nicht mehr lange warten brauchen.

Unten, im Maastal, legen die Pioniere

die letzte Hand an die Pontonbrücke. Auf dem Ostufer steht ein einzelner Panzer IV. Im Turm lehnt der Kommandant und raucht eine Zigarette. Seine Augen folgen dem Pionieroffizier, der langsam und aufmerksam über die fertige Brücke schreitet.

Der Pionieroffizier hebt die Hand. Der Panzerkommandant ruft einen Befehl in das Innere des Kampfwagens. Der Motor heult auf. Langsam setzt sich der Koloß in Bewegung. Die Ketten klirren auf dem Holz der Brücke. Tief tauchen die Pontons in das Wasser der Maas. Die Haltetaue ächzen und knarren. Gefährlich hell singen die gespannten Drahtseile. Wird die Brücke den Panzer tragen?

Sie trägt ihn! Unter dem Aufatmen der zuschauenden Landser erreicht der Wagen das jenseitige Ufer der Maas. Panzer überschreiten die Maas!

Befehle ergehen an die Panzerdivisionen im Raum um Montherme. Überall brummen jetzt die schweren Motoren auf, rollen die Kampfwagen auf die Brücke zu. Panzer auf Panzer überschreitet die Maas.

Gegen Abend erfahren die Divisionskommandeure, daß Bomber der britischen Royal Air Force im Anflug sind, um den Übergang zu verhindern.

Sofort werden Flakbatterien herbeibeordert. Wer wird zuerst da sein? Die Bomber oder die Fliegerabwehrkanonen?

Sie treffen beide gleichzeitig ein.

Während die Bomber in die Anflugkurve gehen, werden die Fliegerabwehrgeschütze aufgestellt, geladen und gerichtet.

Und dann geht es los.

Feuer von oben und unten.

Sie fliegen gut, die Piloten der Royal Air Force! Ihre Bomben klatschen dicht neben der Brücke in das aufschäumende Wasser der Maas. Sie treffen die bereits

zerstörten Häuser. Aber an die Brücke kommen sie nicht heran. Bei jedem Annäherungsversuch müssen sie wieder abdrehen vor der undurchdringlichen Feuerwand der deutschen Flak.

Schließlich wenden sie und versuchen ihr Glück bei Sedan oder Dinant.

Bei Montherme aber rasseln die Ketten unzähliger Panzer wieder ungestört über die Brücke.

Die Panzer setzen sich in Bewegung, brechen auf der Hauptstraße durch und schieben sich den Hügel hinauf zur Höhe 393, dicht gefolgt von den Schützenpanzerwagen und den Infanteriekompanien.

Es kommt alles so, wie es der französische Abschnittskommandant von Montherme vorausgesehen hat: Durch das verzweifelte Feuer aller französischen Geschütze nähern sich die Panzer der Verteidigungslinie und setzen mit gezielten Schüssen einen Bunker nach dem anderen außer Gefecht. Die nachfolgenden Infanteristen setzen sich in den genommenen Unterständen fest, beseitigen örtlichen Widerstand, sprengen Panzerkuppeln, reißen Drahtverhaue auf, schaffen Einbruchstellen. Durch diese Einbruchstellen strömen die deutschen Kompanien hinter die Verteidigungslinie und schneiden den Franzosen den Rückzugsweg ab.

Währenddessen werden im Tunnel schon neue Kompanien bereitgestellt und zum Sturm fertiggemacht.

Zur gleichen Zeit überschreiten die Verbände der Division die Maas, damit rechnend, daß die Maasstellung endgültig durchbrochen ist.

Der Capitain stürzt schreckensbleich in den Bunker des Kommandanten:

„Die Deutschen stehen schon hinter unseren Linien. Das ganze Tal ist von ihren Truppen überfüllt. Ihre Panzer durchstoßen an allen Stellen die Befestigungen. Unsere Munition geht zu Ende. Wir können sie nicht mehr aufhalten. Nur noch der Tunnel! Der Augenblick ist günstig; in ihm sind viele Deutsche. Wir müssen es tun!“

Der Colonel-Lieutenant erhebt sich gefaßt. Seine Hand greift nach dem schwarzen Kästchen:

„Wir müssen es tun, jawohl. Wenn noch etwas hilft, dann das hier. Ich werde die Sprengung auslösen!“

Entschlossen drückt er den Hebel herunter.

In Gedanken hört er schon das Donnern der gewaltigen Explosion. – Aber – was ist das?! Nichts geschieht!

Der Colonel ahnt nicht, daß der Frost im Winter die Isolierung der Leitung zerfressen hat und ein Kurzschluß den elektrischen Zünder außer Betrieb gesetzt haben muß. Er weiß nur, daß das Ende der Maasstellung beschlossen und damit den Deutschen ein weiteres Tor nach Frankreich geöffnet ist.

Als Bestätigung seiner Gedanken treten plötzlich deutsche Soldaten mit schußbereiten Gewehren in den Bunker und erklären die beiden französischen Offiziere zu Gefangenen der deutschen Wehrmacht.

Über Montherme hat sich die Ruhe eines Maiabends gebreitet.

Die Soldaten haben das Tal verlassen. Die Panzer befinden sich auf dem Siegesmarsch zum Meer. Das dritte Bataillon steht fünfzig Kilometer westlich von der Stadt.

Vor ihm stehen schon wieder andere Aufgaben ...

ENDE

Anmerkungen

- 1) Nach dem französischen Kriegsminister André Maginot bezeichnete Befestigungslinie an der französisch-deutschen Grenze; wurde mit ungeheurem Material- und Finanzaufwand von 1929 bis 1932 erbaut. Die Maginotlinie wurde von der französischen Propaganda als unüberwindlich dargestellt, hatte der deutschen beweglichen Kampfführung im Frankreichfeldzug jedoch nichts entgegenzusetzen
- 2) Adolf Hitler (1889–1945), nationalsozialistischer Politiker, seit 30.1.1933 Reichskanzler, seit 1934 Reichspräsident und „Führer“ des „Dritten Reiches“, seit 4.2.1938 Oberbefehlshaber der Wehrmacht, seit 19.12.1941 auch des Heeres. Der Krieg im Osten und die Ermordung der europäischen Juden waren die beiden tragenden Säulen seiner Programmatik. Der Diktator nahm sich in auswegloser militärischer Lage am 30.4.1945 im Bunker der Reichskanzlei in Berlin das Leben
- 3) Hugo Sperrle (1885–1953), deutscher Generalfeldmarschall, Kommandeur der „Legion Condor“ im Spanischen Bürgerkrieg; versuchte Mitte 1944, geeignete Maßnahmen zur Abwehr der alliierten Invasion zu treffen, was ihm jedoch untersagt wurde; im September 1944 abberufen. Nach dem Krieg in allen Punkten der Anklage freigesprochen
- 4) Albert Kesselring (1885–1960), Generalfeldmarschall, Oberbefehlshaber Süd, seit 21.11.1943 Südwest und kurz vor Kriegsende OB West; wurde von einem alliierten Militärgericht zum Tode verurteilt, später zu 30 Jahren Bewgnadigt und im Juli 1952 vorzeitig entlassen
- 5) Hans Jeschonnek (1899–1943); zuletzt Generaloberst und Generalstabschef der Luftwaffe. Nach dem ersten schweren Luftangriff auf Peenemünde nahm er sich das Leben, da der General kein Sündenbock sein wollte
- 6) Ulrich Grauert (1889–1941); zuletzt Generaloberst der Luftwaffe. U. a. Kommandierender General des I. Flieger-Korps. Starb am 15. Mai 1941, als seine Maschine (Ju 52) bei einem Inspektionsflug an der Kanalküste von einem britischen Jäger abgeschossen wurde
- 7) Die Namen von Personen der Zeitgeschichte sind authentisch, alle anderen geändert
- 8) schnelles Reiseflugzeug „Taifun“, trug bereits alle Merkmale eines Hochleistungsjägers der zweiten Generation, Vorgänger der Me 109
- 9) Maurice Gustave Gamelin (1872–1958); französischer General. Er war mitverantwortlich für die Niederlage Frankreichs, da er den Überblick über die Kampfhandlungen verlor. Am 19. Mai 1940 wurde Gamelin seines Kommandos enthoben
- 10) Fedor von Bock (1880–1945), Generalfeldmarschall, von Hitler für den Mißerfolg während der Sommeroffensive 1942 (Unternehmen „Braunschweig“) verantwortlich gemacht und zurückgetreten. Bock ist am 3.5.1945 bei einem britischen Fliegerangriff ums Leben gekommen
- 11) Georg von Küchler (1881–1968), Generalfeldmarschall (30.6.1942), im Rußlandfeldzug Oberbefehlshaber der 18. Armee, später der Heeresgruppe Nord; am 1.2.1944 von Hitler seines Kommandos erhoben und nicht wieder eingesetzt
- 12) Walter von Reichenau (1884–1942), Generalfeldmarschall, seit 3. 12. 1941 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd, starb an den Folgen eines Schlaganfalls
- 13) Gerd von Rundstedt (1875–1953), Generalfeldmarschall, 1941 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd, von Reichenau abgelöst und 1942 zum Oberbefehlshaber West ernannt. Am 2.7.1944 entlassen, im September 1944 erneut als OB West eingesetzt, wurde Rundstedt am 9.3.1945 von Hitler endgültig entlassen
- 14) Ewald von Kleist (1881–1954, gestorben in einem sowjetischen „Lager für Kriegsverbrecher“), Generalfeldmarschall, bewies im Westfeldzug die Schlagkraft geballter Panzerverbände
- 15) Heinz Guderian (1888–1954), Generaloberst, hatte beim Aufbau einer modernen Panzertruppe entscheidenden Anteil
- 16) Georg-Hans Reinhardt (1887–1963), General der Panzertruppen (seit dem 1.1.1942 im Rang eines Generaloberst), von Hitler für die Preisgabe Ostpreußens im Januar 1945 mit verantwortlich gemacht und abgelöst
- 17) Gustav Anton von Wietesheim (1884–1974); zuletzt General der Infanterie. Kommandierte das XIV. Panzer-Korps beim Angriff Richtung Stalingrad, gab aber, nach Auseinandersetzungen mit General Paulus, sein Kommando ab und wurde in die Führerreserve versetzt
- 18) Ernst Busch (1885–1945), Generalfeldmarschall, seit Oktober 1943 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, die von der Roten Armee im Sommer 1944 nahezu völlig aufgerieben wurde; am 18.6.1944 als Sündenbock abgelöst, fand Busch im März 1945 wieder Verwendung als OB Nordwest. Er starb im britischen Kriegsgefangenenlager Aldershot
- 19) Wilhelm List (1880–1971), Generalfeldmarschall, nach Auseinandersetzungen mit Hitler am 10.9.1942 abgelöst
- 20) Hans Günther von Kluge (1882–1944), Generalfeldmarschall, seit 18.12. Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, seit 7. 7. 1944 des Westheeres und seit 17.7.1944 auch der Heeresgruppe B; nahm sich als Mitverschwörer des 20.7. (Attentat auf Hitler) das Leben
- 21) Wilhelm Ritter von Leeb (1876–1956), Generalfeldmarschall, Mai 1941 bis 16.1.1942 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Nord, übte heftige Kritik an Hitler und wurde abgelöst
- 22) Erwin von Witzleben (1881–1944), Generalfeldmarschall (19.7.1940), sollte nach glücklichem Attentat auf Hitler OB der Wehrmacht werden; am 8.8.1944 hingerichtet
- 23) Friedrich Dollmann (1882–1944); seit 1940 im Rang eines Generaloberst. Befehlsteil während des Zweiten Weltkrieges der 7. Armee. Über seine Todesumstände herrscht bis heute Unklarheit
- 24) Flugabwehrkanone
- 25) französische Bezeichnung für Deutsche
- 26) Erich von Manstein, eigentlich Erich von Lewinski (1887–1973), Generalfeldmarschall, zuletzt Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd, am 30.3.1944 nach Auseinandersetzungen mit Hitler entlassen. Manstein war zweifellos einer der fähigsten Generale im Zweiten Weltkrieg
- 27) Franz Halder (1884–1972), Generaloberst, 1938–1941 Chef des Generalstabes des Heeres; von Hitler 1942 entlassen, kam Halder wegen Verbindungen zu Kreisen des Widerstandes ins KZ, aus dem er von Amerikanern 1945 befreit wurde
- 28) Oberkommando des Heeres
- 29) Charles de Gaulle (1890–1970), französischer Politiker und General, organisierte nach dem französischen Zusammenbruch von London und dann von Algier aus den Widerstand gegen die deutsche Besatzung
- 30) Edouard Daladier (1884–1970), französischer Politiker
- 31) Wilhelm Canaris (1887–1945), Admiral, Chef der deutschen Abwehr; ging auf Distanz zu Hitler; obwohl ihm keine direkte Beteiligung am Attentat vom 20. Juli 1944 nachgewiesen werden konnte, wurde er inhaftiert und kurz vor Kriegsende gehängt
- 32) Kurzwort für den Sturzkampfbomber vom Typ Ju 87
- 33) leichter deutscher Panzer, 2 MG 7,92 mm, ca. 5,4 t, 2 Mann Besatzung
- 34) leichter deutscher Panzer, 20-mm-Kanone MK 30 L/55, ein 7,92-mm-Maschinengewehr, 3 Mann Besatzung
- 35) 22,3 t, 3,7-cm-Kanone, 5-cm-Kanone L/42, 5-cm-Kanone L/60 oder 7,5-cm-Kanone L/24
- 36) deutscher Panzer, 17,3–25 t, 7,5-cm-Kanone, zwei Maschinengewehre 7,92 mm, 5 Mann Besatzung
- 37) Hans Oster (1888–1945); zuletzt Generalmajor. Gilt als die „Seele“ des militärischen Widerstandes in der Wehrmacht. Verriet wiederholt Angriffspläne an die Kriegsgegner. Verhaftung am 21.7.1944, Hinrichtung am 9.4.1945

- 38) Reinhard Heydrich (1904–1942), Chef der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes, im Juli mit der Durchführung der „Endlösung“ beauftragt, seit September 1941 stellvertretender Reichsprotektor von Böhmen und Mähren; am 27.5.1942 ermordet
- 39) legendäres Transportflugzeug der Firma Junkers, 3-motorig, 1 x 13-mm-MG im offenen Drehstand auf dem Rumpfrücken, 2 x 7,9-mm-MG in den Rumpffestern, Höchstgeschwindigkeit 275 km/h, Flugstrecke 1300 km; ihrer Zuverlässigkeit wegen „Tante Ju“ genannt
- 40) Erich Hoepner (1886–1944), Generaloberst, OB der 4. Panzerarmee (frühere Panzergruppe 4), wurde von Hitler „wegen Feigheit und Ungehorsam“ aus der Wehrmacht ausgestoßen; am Attentat vom 20. Juli beteiligt, wurde Hoepner am 8.8.1944 in Plötzensee gehängt
- 41) schweres Maschinengewehr auf einer Lafette zum indirekten Beschuß weiter entfernt liegender Ziele, etwa 1000–2000 m
- 42) Abkürzung für Panzerabwehrkanone
- 43) militärischer Ausdruck für „feindfrei machen“
- 44) 5–7 zu einem Bündel zusammengefügte Stielhandgranaten; zwischen Laufrollen und Kette oder Turm und Wanne plaziert, waren solche „geballten Ladungen“ eine wirksame Waffe gegen Panzer
- 45) deutsches Gegenstück zum amerikanischen Jeep, 0,25 t, kurz „Kübel“ genannt. Zurückzuführen ist der Name auf den Beginn der deutschen Produktion von Militär-Pkw. Schalensitze sollten dem Fahrer und Beifahrer einen besseren Halt bieten und wurden wegen ihrer Form „Kübel“ genannt. Im Laufe der Zeit entwickelte sich die Bezeichnung zum Synonym für alle Fahrzeuge dieses Typs

Titelbild: Vormarsch in Frankreich (Artists Impression Lutz Stiehler)

Verehrte Leser:

Am Dienstag, 8. Januar 2013, erscheint der *LANDSER* 2859 unter dem Titel

Frontsoldaten

Rußland 1941/42 – Unaufhaltsam stürmt die Wehrmacht gen Osten – Doch der erste Winter fordert gigantische Opfer – Persönlicher Erlebnisbericht eines Landsers.

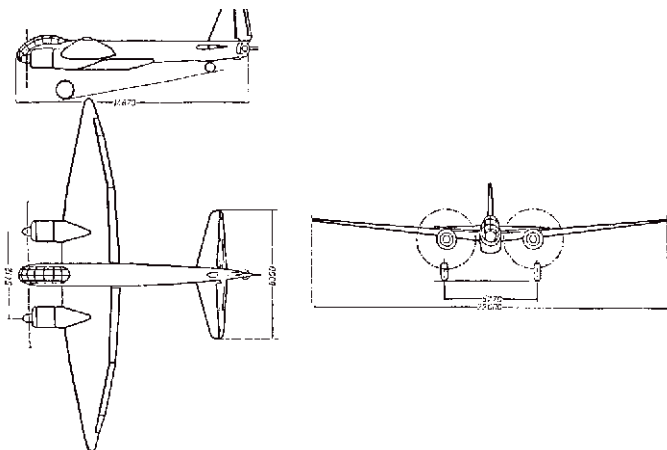
Autor: **H. Bley.**

**DER LANDSER erhalten Sie jetzt auch als ePaper und eBook:
EPUB-Format im Amazon-Kindle-Shop, Apple iBook-Store sowie bei den
meisten Online-Buchhändlern (z. B. Buch.de, Buecher.de, Libri.de, Thalia.de
und bei vielen anderen). PDF-Format unter www.landser.de**

DER LANDSER erscheint wöchentlich in der Pabel-Moewig Verlag GmbH, 76437 Rastatt, Telefon (07222) 13-0. Chefredaktion: Dr. Guntram Schulze-Wegener (V.i.S.d.P.), Redaktion: Alexander Losert M.A. Redaktionsanschrift: Redaktion Militärgeschichte, Internet-Adresse: www.landser.de; E-Mail-Adresse: landser@vpm.de. Druck: VPM Druck KG, Karlsruher Straße 31, 76437 Rastatt, www.vpm-druck.de. Vertrieb: VU Verlagsunion KG, 65396 Walluf, Postfach 5707, 65047 Wiesbaden, Tel.: 06123/620-0. Anzeigenleitung: Pabel-Moewig Verlag GmbH, 76437 Rastatt. Anzeigenleiter und verantwortlich: Rainer Groß. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 21. Alleinvertrieb und Auslieferung in Österreich: Pressegroßvertrieb Salzburg Gesellschaft m.b.H., Niederalm 300, A-5081 Anif. Nachdruck, auch auszugsweise, sowie gewerbmäßige Weiterverbreitung in Lesezirkeln nur mit vorheriger Zustimmung des Verlages. Für unverlangte Manuskript-einsendungen wird keine Gewähr übernommen. Printed in Germany. Januar 2013

Einzelheft-Nachbestellungen richten Sie bitte an: Ulisses Spiele GmbH, Industriestraße 11, 65529 Waldems-Steinfischbach, Telefon: 0 60 87 / 9 88 70 40, Fax: 0 60 87 / 9 88 70 08, E-Mail: bestellservice@ulisses-spiele.de. Lieferung erfolgt per Bankeinzug (Bankverbindung nennen) zzgl. 3,90 € Versand, Ausland 6,90 € oder per Nachnahme (7,50 € Versand + Zahlkartengebühr). Abonnement: *DER LANDSER* Abonnementsbetreuung, z. Hd. Frau Stegmaier, Heuriedweg 19, 88131 Lindau. Telefon 0 18 05 / 26 01 27 (0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, Mobilfunk max. 0,42 €/Min.), Fax: 0 18 05 / 26 01 28 (0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, Mobilfunk max. 0,42 €/Min.), E-Mail: VPM@Guell.de. Jahresbezugspreis (52 Ausgaben) inkl. Porto- und Zustellkosten Deutschland: € 114,40; Österreich: € 127,40. Kündigung jederzeit möglich.

Junkers Ju 388 K-1

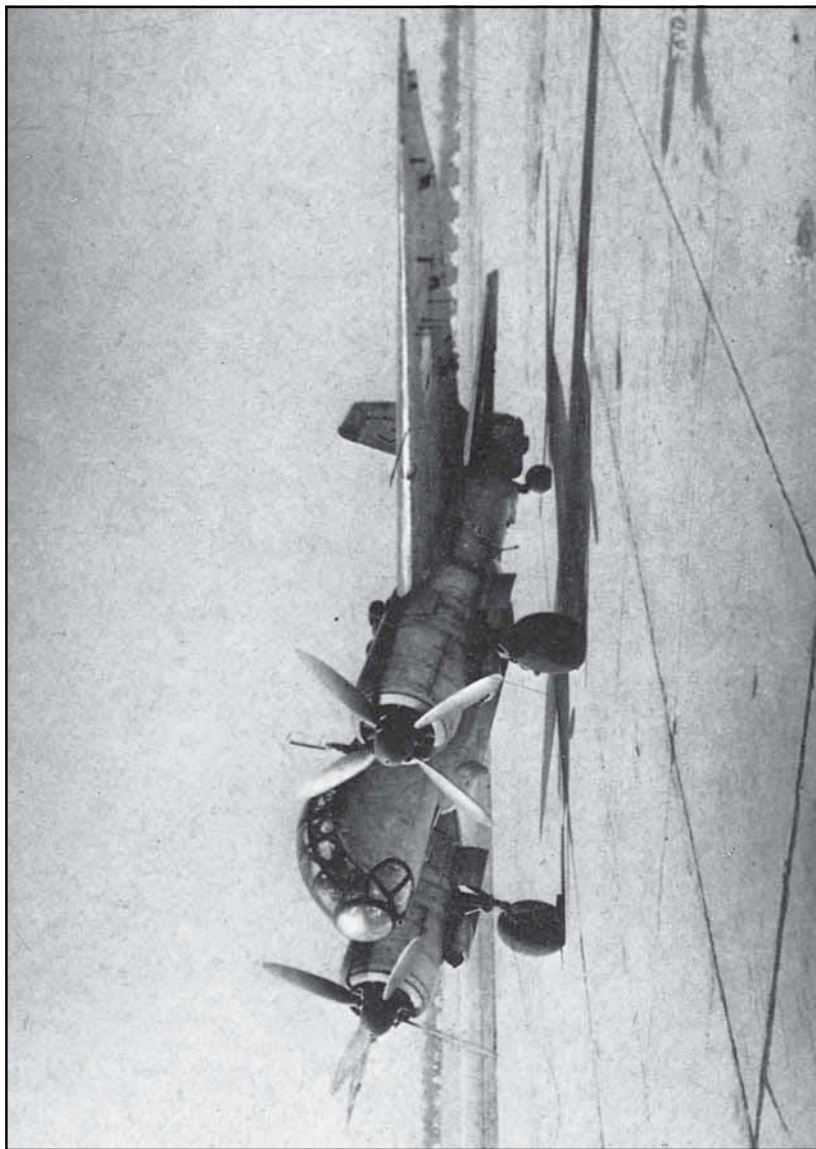


Die Ju 388 war eine Weiterentwicklung der Ju 188 als Höhenflugzeug. Von dem Vorgängermuster wurden Tragflächen und Höhenleitwerk komplett übernommen. Eine Geschwindigkeitserhöhung konnte durch den vollkommen umkonstruierten Rumpfbug mit verbesserter aerodynamischer Durchbildung erreicht werden. Weitere Standardunterschiede gegenüber den Mustern der Ju-188-Reihe: Verwendung von Höhenmotoren mit Vierblatt-Luftschauben, Einbau einer Druckkabine mit Klimaanlage, Bordheizgerät für Höhenflossensenenteisung und ungeschützter Brennstoffzusatzbehälter mit 500 Liter Fassungsvermögen und Schnellablaß im linken Flügelaußenteil. Die Serienausführung besaß zwei Motoren zu je 2000 PS vom Muster BMW 801 TJ. Ähnlich der Ju 88 S-2 und der Ju 188 G war zur Vergrößerung des Bombenraumes eine große Wanne unter dem Rumpf angebracht. Abwehrbewaffnung durch fernbetätigten Heckstand mit zwei 13-mm-MG 131. Als Muster-einbau wurde die Verwendung eines druckdichten B-Standes mit einem 13-mm-MG 131 auf der Steuerbordseite des Kanzelauslaufes versucht.

Technische Daten

Spannweite:	22,00 m
Länge:	14,97 m
Höhe:	4,90 m
Gefechtsgewicht:	14.260 kg
Höchstgeschwindigkeit:	607 km/h
Reichweite:	2060 km
Dienstgipfelhöhe:	13.000 m
Bewaffnung:	drei MG 131, 13 mm
Besatzung:	drei Mann

Deutsche Kriegsflugzeuge



Junkers Ju 388 K-1